

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 17. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 1/2 M. Berlin, 1. September 1893. Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 1/2 M. XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Versorgung.

Roman von F. von Kapff-Essenther.

(Fortsetzung.)

Bewahre! Denken nicht daran! Die Mädels werden heirathen! — Wenn ich mich erst einmal entschließe, die Hülf-Arbeiter und Assessoren antreten zu lassen . . .“ Halb scherzend hatte der Regierung-Rath es gesagt, hielt es aber für gerathener, den wenig tactvollen Scherz, der ihm innerlich bitter ernst war, in Gegenwart der Töchter abzubringen. Die Assessoren, die noch fünf Jahre auf einen definitiven Posten warten konnten, waren seine letzte Zuflucht. Wollte er wirklich seine Töchter an diese Herren fortgeben, so brauchte er nur zu winken, d. h. einige von ihnen einzuladen. „Zella, spiele doch Etwas,“ fuhr er in seiner Rede fort, „das gehört zum Kaffee, wie der Cognac!“

„Ach, Papa, das Piano ist verstimmt,“ wandte seine Älteste ein, „es hält überhaupt keinen Ton mehr. Nach jedem bißchen Zug ist es verschlupft; Du mußt ein neues kaufen.“

„Ich muß — ich muß!“ . . . rief er ärgerlich, denn die Ausgaben für die Frühling-Toiletten wuchsen ihm schon bald über den Kopf. Zellas Anmahnung kam ihm auch der Tante gegenüber unangelegentlich. Aber sein heiteres Naturell siegte:

„Freilich,“ meinte er entschuldigend zu dieser, „sind die Mädels ein bißchen verwöhnt, aber im Grunde doch einfach erzogen, ganz einfach.“

„Das ist ja sehr schön, indessen statt den Töchtern so sachte das Essen abzugewöhnen, scheint es mir räthlicher, sie Etwas lernen zu lassen, damit sie nicht nur ihr Brod verdienen können, sondern auch ein Stückchen Braten dazu.“

Dem Rath wurde es bei dieser scharfen Bemerkung, die Anna unwillkürlich ent schlüpfte, ungemüthlich.

„Höre mir doch auf mit dem Verdienen! Unsere Frauen und Töchter sind nicht da zum Geld verdienen und zu außerhäuslicher Arbeit, das macht sie unliebenswürdig. Wirtschaften sollen sie lernen, aber auch nicht mehr — und das bringt die Mutter ihnen schon bei.“

Die Frau Rathin nickte lebhaft beipflichtend zu diesem von ihr erweckten frommen Wahn. Sie bildete sich wirklich selbst ein, daß ihre Töchter wirtschaften lernten, weil sie sich ihre Handschuhe mit Benzin wuschen und Gütbänder wendeten, auch Kaffee mit Surrogat zu bereiten verstanden.

„Die Bestimmung des Weibes ist, ich wiederhole es, zu heirathen, wie es Ehrensache für den Mann ist, seine Frau gut zu halten; so gut als möglich!“

Nach diesen im starken Ueberzeugungston geäußerten Worten warf sich der Rath in die Brust. Zella legte in einer seltenen Anwendung von Bärtlichkeit ihre Wange an die des Papas. Sie war sonst meist unzufrieden und mürrisch im Hause. Aber er hatte zu hübsch gesprochen! Wäre sie mit ihm allein gewesen, sie hätte ihm das hellgraue Kleid abgeschmeichelt, oder das Clavier auf Klatsen.

„Ja — aber die Lediggebliebenen?“ warf Anna ein, „soll ich Zahlen anführen? Wer erhält mich? — Nein, Bruder, habt Ihr Eure Tochter wirklich lieb, so laßt sie einen ordentlichen Beruf ergreifen, der sie einst vor Noth schützt, wenn sie schließlich doch ledig bleibt. Und ich glaube, sie hat in der Beziehung schon selbst einen ganz empfehlenswerthen Weg entdeckt, nämlich —“

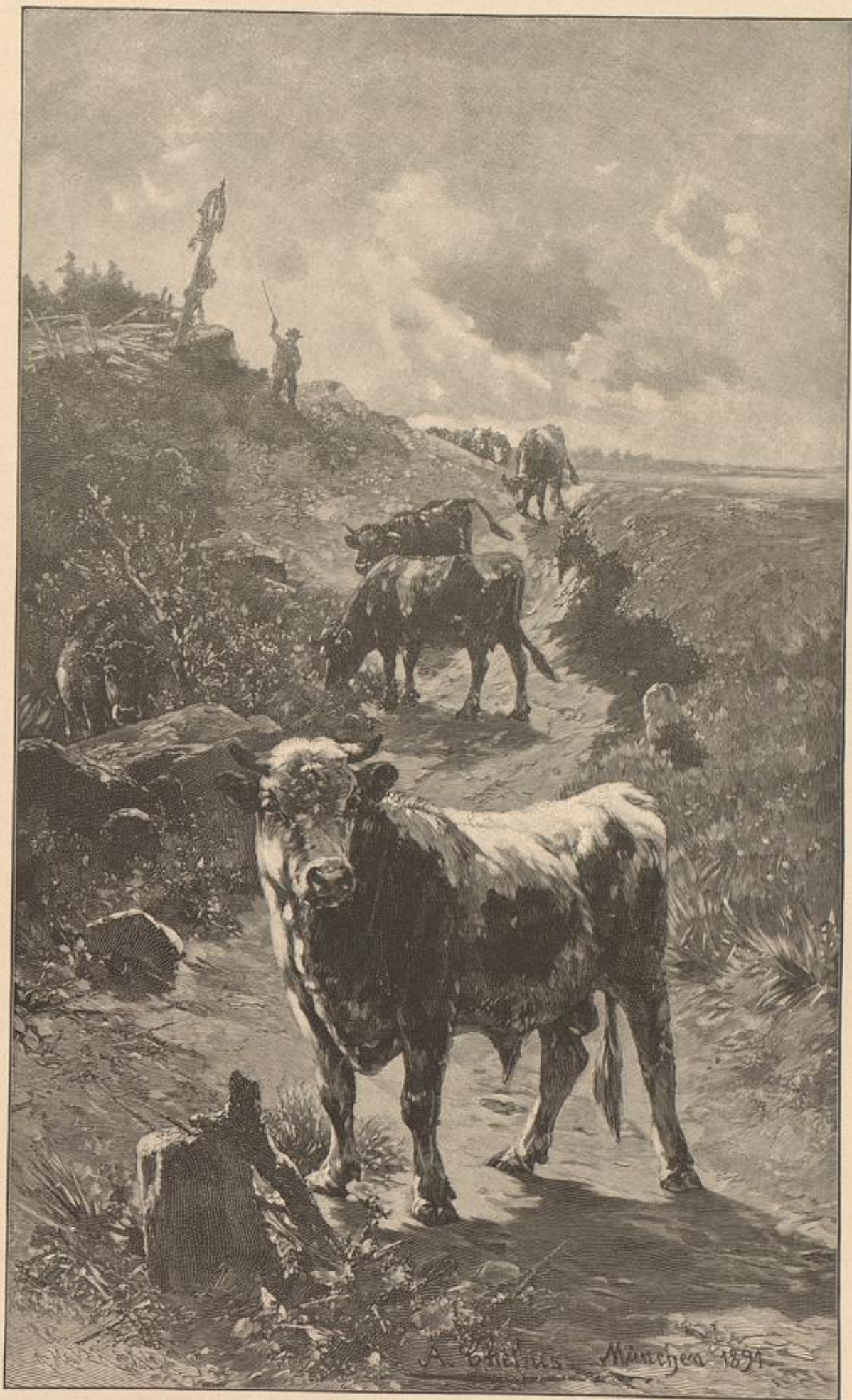
„Ja, ich bin ganz klar darüber, was ich will,“ fiel hier das junge Mädchen mit fester Stimme ein. „Allerdings, Papa und Mama, Ihr werdet erschrecken. Es erscheint auch kaum ausführbar. Aber ich möchte doch Alles daran setzen, um mein Ziel zu erreichen: ich will Medicin studiren!“

Der Rath lachte laut auf; ihm schien das ein schlechter Scherz.

Die Rathin dagegen, immer wenig spaßhaft gestimmt,

schrrie: „Du — Du und Medicin studiren! Weißt Du, was das heißt, Leichen zu seciren? Wirkliche, nackte Leichen? Nein, das ist zu empörend!“

„Es thut mir sehr leid, Mama, daß ich Dir so viel Kummer bereite, aber mein Entschluß steht fest! Ich hoffe, Dich trotz Deines Entsetzens noch mit ihm zu versöhnen.“



A. Chelius München 1891

„Du — Du würdest zu Typhus- und Blatterfranken gehen?“ eiferte die Mama weiter. „Nein, das überleb' ich nicht! Das überleb' ich nicht!“ — Und ehe man sich dessen verah, lag sie in Ohnmacht.

„Na, da hab' Ihr's,“ schalt der Rath, „Frauen sind für so was nicht gemacht! Die Mädchen werden auch keine anderen Nerven haben, als ihre Mutter . . . Lauter dummes Zeug!“

Inzwischen hatte man Mama mit kölnisch-Wasser besprengt; ein eleganter Rasfriseur stand bereit. Man gab ihr einen Schluck Wasser mit Cognac, und die Sache war vorbei.

„Herr des Himmels, das war ja ein netter Schreck!“ jagte der Rath. Doch ging ihm die Cigarre darüber nicht aus, denn im Grunde waren sämtliche Familien-Glieder zu sehr an die Ohnmachts-Anfälle der Rätthin gewöhnt, um sie tragisch zu nehmen.

„Wir wollen die Anatomie vorläufig ganz aus dem Spiele lassen,“ verfolgte Anna das Thema, das nun einmal durchgesprochen werden mußte, mit Ella einen Blick des Einverständnisses wechselnd. „Laßt Ella mit Eurer Erlaubniß, zu werden, was sie will, mit mir gehen, und das Weitere findet sich. Es ist ja ohnehin nicht ausgemacht, daß sie bei der Stange bleibt. Eins aber sage ich Euch: thut sie es, ist sie geborgen! Wenn nicht durch ihr Studium, so durch mich. Und ich meine, wenn Ihr eine Eurer Töchter so auf alle Fälle versorgt wißt, hättet Ihr Euch die Sache wohl zu überlegen.“

„Im ja, im ja,“ brummte der Rath nachgebend. Diese Chance für sein Kind war denn doch sicherer, als die „antretenden Affessoren“. Die Rätthin erklärte mit sehr angegriffener Stimme, sich zu schwach zu fühlen, um dem Furchtbaren noch Widerstand leisten zu können, und Ella fühlte, innerlich jauchzend, obwohl sie mit dem Versorgungs-Versprechen der Tante gar nicht sympathisirte, daß ihre Sache gesiegt habe!

Anna wollte jetzt gehen, aber man hielt sie zurück. Das dürfe sie nicht, wenn es auch keinen Hühner-Braten und keinen Bordeaux zum Abendbrod gebe, sondern nur Aufschnitt und Münchner Bier. Sie müsse eben „vorlieb nehmen“.

Die Tante nahm also vorlieb und wurde dadurch in die Lage versetzt, noch ein Exemplar aus der Klasse der unverorgten jungen Damen kennen zu lernen.

Während der Mahlzeit meldete das Mädchen nämlich: „Fräulein Toni von Böschwitz . . . Sie will aber durchaus warten — ich sollte Nichts sagen.“

„Lassen Sie sie nur hereinkommen, Stina,“ entschied die Rätthin gnädig.

Ein modern gekleidetes, etwa siebenundzwanzig-jähriges Fräulein erschien zögernd auf der Schwelle. Daß die Eleganz etwas fadenscheinig, fiel nicht gleich auf.

Es waren vier Damen bei Böschwitz's: die Mutter, eine „höhere“ Beamtenwitwe, und drei Töchter von zweiunddreißig bis zu jenen siebenundzwanzig Jahren herunter. Alle vier stüdken zu wohlthätigen Zwecken.

Fräulein Toni — sie mochte einmal gar nicht übel gewesen sein — groß, schlank, sehr exaltirt im Wesen, sehr wortreich, erklärte sich jetzt für „tief unglücklich“, weil sie störe. Natürlich konnte sie auch Nichts annehmen, da sie gerade gegessen habe. Nachher aber ließ sie sich erweichen und verzehrte noch einige nicht eben schwächliche Butterbrode.

Sie war vorgeföhrt, weil man ja doch Sonntags sonst nirgends hingehen kann, auch in Annas Vortrag gewesen. Sie hatte die „süße Ella“ gesehen und nachher auffuchen wollen; aber da sei das liebe Mädchen schon fort gewesen.

Sie sprudelte ihren Enthusiasmus für Anna förmlich heraus. Ach, diese hätte ihr so recht aus der Seele gesprochen. Einzig, entzückend! O, auch sie wolle etwas Höheres. Zu Hause wäre es zu eng für sie. Aber was? Spaß mache ihr komischer Weise eigentlich nur das Kochen. Anna möge ihr rathen, sie, die Erlöserin mit der Offenbarung auf den beredten Lippen.

„Da weiß ich nur einen Rath, werden Sie Köchin,“ erwiderte Anna seelenruhig.

„Ach, wie grausam, mich so zu verhöhnen!“

„Ich denke gar nicht daran! Werden Sie Köchin, gnädiges Fräulein!“

„Aber . . .“ Schon waren dem empfindsamen Mädchen die Thränen nahe.

„Wie ich Ihnen sage!“ fuhr Anna unbeirrt fort. „Das ist augenblicklich zudem der dankbarste Beruf für ein intelligentes Mädchen. Höchstens ein halbes Jahr Lehrzeit. Ich beschaffe Ihnen einen Freiplatz, wenn Sie wollen. Und sind Sie geschickt, dann kommen Sie mit vier Monaten durch. Sie finden auch sofort Anstellung; es ist überall Mangel an Köchinnen, in Familien, wie in Hotels. In eine Familie zu geben, rathe ich Ihnen nicht, weil das doch nur eine Dienboten-Stellung ist. Doch in ein großes Hotel! Da sind

Sie einfach eine Angestellte. Sie werden anfangs sechs bis achthundert Mark Jahresgehalt haben, bei freier Station, und das Gehalt steigt rasch, wenn Sie etwas leisten. Sie sind von Niemandem abhängig, als vom Küchen-Chef, haben freie Zeit, Unabhängigkeit, im Winter Urlaub — genug, es ist eine prächtige Existenz.“

Fräulein von Böschwitz war ganz sprachlos über dies „Höhere“.

„Was würde Mama aber sagen?“ wagte sie jetzt einzuwenden, „sie ist eine geborene Gräfin.“

„Machen Sie ihr klar, daß Sie „Stütze“ werden, das ist nicht anstößig. Wenn Sie einer reichen Frau Müller oder Schulze die Haare kämmen und ihr sonst mit allem Möglichen und Unmöglichen von morgens acht Uhr bis nach Mitternacht zu Diensten sind, so gilt das ja für „standesgemäß“. Natürlich, denn dazu braucht man Nichts gelernt zu haben.“

Hier brach Stella in lautes Gelächter aus. Auch die übrige Tischgesellschaft, mit Ausnahme Ellas, suchte der Sache eine scherzhafte Wendung zu geben. Fräulein Toni aber war ganz betroffen, und dennoch, wie beleidigt sie sich auch fühlte, es lag Etwas in der Art Annas, das dem Mädchen wirklich zu Herzen ging. Wider ihren Willen entrang sich ihr unter Schluchzen leise das Eingeständniß ihrer wahren Lage:

„Ach Gott, wenn Sie wüßten, Fräulein, welches Elend wir zu Hause — Knapp zu essen! — Sie würden sich über mich nicht moquieren!“

„Ich moquire mich nicht!“ flüsterte Anna ernst. „Im Gegentheil, ich rathe Ihnen umsomehr dazu, über meinen Vorschlag nachzudenken und eventuell meine Hilfe anzunehmen.“

Ein peinliches Schweigen war eingetreten. Fräulein von Böschwitz aber vermochte ihre Selbstbeherrschung nicht wieder zu finden; hastig stand sie auf und empfahl sich.

Nach einem längeren Gespräch über das Elend bei Böschwitz's, kam man wieder auf Ellas noch immer als Marotte betrachtete Berufswahl zurück. Stella gab das enfant terrible ab. „Doctor von der Waidt wird sie wohl dafür begeistert haben,“ verrieth sie lichernd.

„Unfönn!“ fuhr Ella auf. „Was geht mich Doctor von der Waidt an!“

Dabei aber war sie so blutroth geworden, daß dies weder dem forschenden Auge Tante Annas noch dem misstrauischen Streifblick der Mutter entging.

Scharf bemerkte letztere: „Schwag“ doch nicht immer so dummes Zeug, Stella! Der, der wäre auch der Rechte, um ein Ideal abzugeben; ein Mann, der offenkundig nur nach Geld heirathen will! Er thut's nicht unter hunderttausend Mark, wie seine Mama Jedem, der es hören will, erzählt.“

Ella biß die Zähne fest zusammen und war froh, als sich nun das Gespräch vom Persönlichen wieder auf das Allgemeine lenkte.

„Es ist übrigens bei uns doch gar nicht erlaubt, daß Frauen Aerzte werden,“ meinte die Rätthin.

„Nein,“ sagte der Rath feierlich, „der Staat giebt es nicht zu; die Universitäten verweigern die Aufnahme weiblicher Studenten. Oeffentliche Praxis haben die Frauen bei uns noch nirgends geübt. Ich bin auch überzeugt, daß man hier zu Lande keinem weiblichen Arzte Vertrauen entgegen brächte. Ella stände nur das minder civilisirte Ausland offen.“

Schon lange hatte der Rath nicht mit so viel Würde gesprochen. So etwa würde er sich vor dem Minister geäußert haben. Und im Orakel-Tone ergänzte ihn seine Gattin:

„Nein, zu einem Manne hat man gleich mehr Vertrauen! Das ist auch nur so eine amerikanische Excentricität, weiter Nichts!“

Die Tante entgegnete sehr ruhig: „In New-York practicieren gegenwärtig vierunddreißig Arztinnen, und die jungen Herrn Doctoren fangen bereits an, sich über empfindliche Concurrenz zu beklagen. Das ist freilich richtig, hier ist ein solcher Beruf noch keine eigentliche Versorgung, aber mehr als das: eine Mission!“

Ella drückte ihr heimlich die Hände.

Nun glaubte auch Zella bemerken zu müssen: „Es soll in Zürich, wo die Nihilistinnen studiren, ein tolles Treiben sein. Tante wird ja darum wissen.“

„Wer es toll treiben will, der kann's hier ebenfalls, liebe Nichte, und thut's auch. Ich bin mit vielen anderen vernünftigen Menschen der Ueberzeugung, daß weibliche Aerzte eine Nothwendigkeit sind. Wenn dabei die Deutschen im Hintertreffen bleiben, so ist das ihr eigener Nachtheil.“

„Gott, aber wie lange so Etwas dauern kann!“ rief die Rätthin. „Dabei werden die Mädchen alt. Gerade die schönste Zeit geht ihnen verloren. Nachher ist's mit dem Heirathen vorüber.“

„Das kann freilich stimmen, liebe Louise: acht Jahre

kann's kosten. Zwei Jahre Vorbereitung — um alles Das nachzuholen, was Eure Töchterchulen veräumen, und um Lateinisch zu lernen, weil es zum Abiturium gehört; dann vier, fünf Jahre Universität und endlich ein Jahr praktischer Bethätigung. Ich habe drei Jahre eine Studentin in Pension gehabt, ein armes, aber sehr hübsches und blitzgecheites Mädchen, das leider für die Wissenschaft verloren ging, weil ein junger Professor sich in sie verliebte und sie heirathete; diese — — —“

„Ich bitte Dich, Zella,“ unterbrach der Rath jetzt unwirksam das Gespräch, „spiele endlich Etwas! Wir sind hier in keinem Frauen-Parlament; und ehe Ella den Vorbereitungs-Curs durchgemacht hat, wird sie diese Geschichten auch schon satt bekommen!“

Zella ließ sich nicht lange mehr nöthigen, sie langweilte eine Debatte, die überdies nicht sie zum Mittelpunkt hatte, ebenfalls.

„Sehr schön, spiele nur!“ meinte Anna, „für meine Pension wäre so etwas Muscivoren prachtvoll; aber sonst, in der Familie, kostet's meist zu viel Zeit.“

„Ich spiele leider nicht so gut, wie Zella, Tante!“

„O das thut Nichts, Lieserl, man kann auch nicht Alles von einem Menschen verlangen.“

Auf die Rätthin aber hatte die Geschichte mit dem jungen Professor, der die arme Studentin heirathete, Eindruck gemacht.

„Liebe Anna,“ flüsterte sie, „ich bin Ihnen sehr dankbar, daß sie Ella ohne jede Entschädigung mit sich nehmen, aber eine Beruhigung müssen Sie meinem Mutterherzen gewähren.“

„Und die wäre?“

„Wenn sich etwas Passendes für Ella finden sollte — ich meine, eine Partie — Sie werden doch nicht dagegen sein? Das zu denken wäre mir schrecklich! Derlei kommt ja ohne die Hilfe der Mutter überhaupt schwer zu Stande . . . aber wenn am Ende auch noch Jemand dagegen wäre . . . Und Ella ist ohnehin so eigen, versteht ihr Interesse nicht!“

Anna gab die beruhigendsten Versicherungen, worauf die Rätthin im Stillen beschloß, sofort Stella nachzuschicken, falls Ella ein schöneres Glück als das des unbegreiflichen Studiums gefunden haben sollte.

Anna hatte sich ausbedungen, daß Ella an diesem Abend sie begleite und bei ihr im Hotel schlafe. Die schleunige Abreise lasse sich nicht vermeiden und vorher wolle sie noch ungestört mit dem „Töchterchen“ Verschiedenes besprechen. Die Rathsfamilie, die bei den beschränkten Wohnräumen keine Gastfreundschaft bieten konnte, war schon so durchdrungen von der Nützlichkeit guter Beziehungen zu der wiedergefundenen Verwandten, daß kein Einwand erhoben wurde; am wenigsten aber hatte Ella selbst Etwas dagegen. —

„Höre, Mädel,“ sagte die Tante beim Zubettegehen, „so weit wären wir jetzt. Aber überleg's Dir noch einmal! Denn wenn's Dir dann nicht bei mir gefiele — na, Du kannst ja freilich zurück, wenn Du willst — doch bitter wäre es für mich, weißt Du.“

„Ach, Tante, kann Dir denn wirklich so viel an mir liegen?“

„Allerdings Kind! Man ist ja nicht von Stein, man möchte auch einmal eine Seele ganz für sich haben!“

„O, Du liebes, gutes Tanchen!“

„Aber höre, die Sache mit dem Doctor, bei dessen Erwähnung Du heute Abend einen so rothen Kopf bekamst, ist mir einigermaßen verdächtig.“

Herzhaft gab Ella zu:

„Ja, Tante, Stellas indiscreter Spott war nicht ohne Grund, aber es ist jetzt vorbei, ganz vorbei! . . .“

„Wirklich ganz vorbei, Kind? Du denkst, die alte Anna, die versteht Nichts davon . . . Doch, ich will Dir glauben.“

„Du darfst es mir wahrhaftig glauben, Tante!“

brach es heiß aus dem jungen Mädchen hervor. Sie duckte sich auf die Plüsch-Fußbank zu Füßen der alten Dame und schmiegte den Kopf in deren Schoß, indem sie schluchzte: „Ich will ganz und gar bei Dir sein — mit Leib und Seele!“ — Und nun küßte sie die Tante, daß dieser fast der Athem verging, worauf sie ruhiger wurde. Langsam rollten ihr Thränen über die Wangen. Selten weinte sie sonst, aber in den letzten Tagen hatte zu viel ihr junges Herz bedrängt gehabt.

Sie sah nicht, wie die sich über sie neigende mütterliche Freundin leicht lächelte. Diese reimte sich Alles zusammen! Jener junge Mann wollte oder mußte nach Geld heirathen. Und dann freilich, dann war es viel besser so!

„Nein, mein liebes Kind,“ begann sie, „die alte Ruhme mit dem abgegriffenen Büchlein, in dem ein dürres Blatt steckt — die bin ich nicht . . .“

„Aber Du hast doch einmal Einen gern gehabt?“ ergänzte Ella aufmerksam.

„Nun, weißt Du, Kind, nicht so, wie Du Dir das in diesem Moment wohl vorstellst.“

Anna sann einen Augenblick nach, während der Ausdruck eines tiefen Schmerzes über ihre Züge glitt, darauf begann sie zu erzählen: „Es handelt sich um keinen poetischen Liebes-Roman; ganz ohne Fliederdust und Mondschein, ohne verflochtene Klüfte und Schwüre ging es ab. — Wir haben zehn Jahre neben einander gedient. Ich wirkte noch als Stütze in meiner Pension, er als Hofmeister in der benachbarten Villa eines internationalen Geld-Barons. Er war ein unschöner, kleiner Mann, hatte aber sehr viel gelernt. Seine Dame behandelte ihn abscheulich; der Herr war selten daheim. Doch gab es dort einen lieben, kleinen Jungen, seinen Zögling, den Monsieur Christophe ungemein liebte. Auch wurde er glänzend bezahlt, und sparte, um ein Knaben-Pensionat zu gründen oder zu übernehmen. Wir plauderten immer zusammen, zunächst über den Kleinen, den auch ich sehr lieb gewonnen hatte, dann über Welt und Menschen; aber wir plauderten nur, weiter Nichts. Zwei häßliche, arme, nicht mehr junge Menschen, die schwere Frohnarbeit verrichteten! Und wir waren Beide sehr verständig, sehr nüchtern; wir wußten genau, wie komisch es gewesen wäre, wenn wir zwei von Liebe gesprochen hätten. Ist auch nicht geschehen. Aber wir merkten Beide zugleich, daß es schön wäre, nicht so ganz allein auf der Welt zu stehen, und auch, daß wir zu einander paßten, daß wir für ein Pensionat oder Dergleichen, Beide vereint so recht geschaffen wären — er mit seiner geduldigen Gelehrsamkeit, ich mit meiner energischen Umsicht. Zudem hatte auch ich etwas gespart. Das einzige Hinderniß zwischen uns war, daß ich ihn um einen Kopf in der Länge überragte. Das sieht nicht gut aus... allein es kann ja nicht Alles stimmen! — Wir sprachen nun auch oft scherzhaft von unserem Compagnie-Geschäft, indem wir im Ernst unsere Ehe damit meinten, und lachten bei diesem Worte immer vor Vergnügen. So eigentlich verlobt haben wir uns nicht, auch keinen Kuß gegeben. Es wäre uns zu dumm vorgekommen, wenn wir uns wie andere Liebesleute betragen hätten. Aber wunderschön war es doch, so zu einander zu gehören und eine gemeinsame Zukunft vor sich zu sehen. Noch ein Jahr wollten wir mit dem Beginnen unseres Unternehmens warten; dann kam der Jüngste von Monsieur Christophes Zöglingen in's College, und es gab eine anständige Abfertigung...“

„Nun — und...?“ fragte Ella unruhig, da die Tante hier mit einem kleinen Seufzer innehielt.

„Ja, die Geschichte ist leider aus, mein Kind... Er holte sich einmal eine Erkältung, als er mit Lebensgefahr den kleinen Oswald, unsern Liebling, aus dem Wasser zog, — und starb. Der Anstand, der sogenannte Anstand heißt das, verbot mir sogar ihn zu pflegen. Die Leute hätten dann am Ende noch an seinem Todtenbette über mich gelacht, über... Sie haben ihm einen schönen Grabstein gesetzt, weil der Verunglückte keine Erben hinterließ, die man hätte entschädigen können. Sein bißchen Aram schenken sie den Armen, denen ich dann Dies und Das heimlich abkaufte. Ein paar Bücher, ein sorgsam angelegtes Herbarium und den Programm-Entwurf für unser Pensionat. — Daß ich das Grab in aller Stille pflegen durfte — es soll's ja Niemand wissen — das war meine Entschädigung! — — Dann bin ich weitere zehn Jahre allein geblieben, mutterseelenallein, und die Begeisterung für die Frauenfrage, das war Alles, was ich noch hatte!“

„Und nun hast Du mich dazu, mich ganz und gar, Du arme, liebe, liebe Tante!“ schluchzte Ella.

Zu diesem Augenblick füllte die Liebe zu Anna wirklich das junge Mädchenherz vollständig aus.

VI.

„Joachim, Freiherr von Küstrow; p. p. e.“

Diese harmlose Visiten-Karte, die weiter Nichts anzeigte, als daß Herr von Küstrow seinen Urlaub angetreten, rief bei Guttensbergs grenzenlose Bestürzung hervor.

Man hatte täglich den Besuch erwartet und die bewußte Erklärung. Aber Herr von Küstrow hatte sich im Bureau vom Regierungs-Rath in ganz förmlicher Weise verabschiedet. Und nun diese Karte, die ja auf eine längere Abwesenheit hinwies!

Es war also Nichts! Warum? Warum? Kein Zweifel, er hatte Jella raizend gefunden! Und doch...“

Man drang in den Papa, ob nicht beim amtlichen Abschiede irgend eine Anspielung gefallen sei? Papa erinnerte sich dessen nicht. Oder doch, was sagte er gleich von den Verhältnissen? Ach, richtig! Er werde seinen Urlaub zu Hause zubringen, denn seine Verhältnisse gestatteten ihm keine eigentliche Reise. Man reite sich durch die Winter-Saison immer hinein, es reiche nirgends.

Der zerstreute, leichtlebige Papa hatte den tiefen Sinn dieser Worte nicht beachtet gehabt. Jetzt, hinterher, ereiferte er sich darüber.

„Der Esel,“ schrie er grob, „was hätte ich ihm nützen können! Wenn ich nur ein Wort zu Excellenz äußerte! Excellenz fragt mich immer um Rath, wenn ein Platz im Ministerial-Bureau frei ist...“

Die Rätthin, sonst die süßsamste Frau, schon des Beispiels wegen, wurde diesmal böse; sie schalt ihren Mann wegen seiner Achtlosigkeit bei der Verabschiedung Küstrow's heftig.

„Aber das hätte doch gar Nichts geändert, liebe Mathilde,“ verteidigte sich der Rath, „im Gegentheil! Ich bin ganz unbefangen geblieben; so wurde wenigstens das Decorum gewahrt.“

„Ach was, Decorum! Hättest du das Herbst-Avancement zur Sprache gebracht, wozu sich die beste Gelegenheit bot, so würde er sich die Sache vielleicht noch überlegt haben. Und überhaupt, wenn Du so achtlos und zerstreut bist, was soll aus uns werden?“

Sie warf sich mit jammervoller Miene auf das Sopha, als ob sie an der bereits aufgetragenen Suppe schon allen Appetit verloren hätte. Die arme Frau war außer sich. Wieder eine Saison zu Ende! Resultatlos!

„Aber auch Du bist schuld,“ herrschte sie Jella in einem Tone an, in dem sie sonst nicht zu ihrem Liebling zu sprechen pflegte; „Du bist zwanzig Jahre alt und weißt, was Du Deinen Eltern schuldest!“

„Liebe Mathilde,“ beruhigte der Rath, „verdirb uns doch das Essen nicht, es ist ja an der Sache Nichts zu ändern!“

Bei Tische wurden die ökonomischen Verhältnisse Küstrow's trotzdem durchgesprochen.

„Welch' eine Verrücktheit,“ schalt die Rätthin, „im Thiergarten herumzureiten und zu fahren wie ein wirklicher Prinz! Dann natürlich kann man nicht heirathen! Und was soll aus all' den armen Beamtentöchtern werden, wenn die jüngeren Beamten sich so aufführen? Ja, freilich, wenn Jella eine Tänzerin wäre, oder Aehnliches! Aber ein feines, anständiges Mädchen, da überlegt man sich's hundertmal!“

Als Papa sich zur Mittagsruhe hingelegt hatte — Mama schloß nachmittags nur ganz ausnahmsweise — folgte sie den Kindern in die Hinterzimmer, wo sich ihre Erregtheit noch stärker Luft machte. Jella wurde jetzt mit den rücksichtslosesten Vorwürfen überschüttet. Erst das dumme Kokettiren mit dem Grafen, der mehr Schulden besaß als Haare auf dem Kopfe. Das hielte ernste Bewerber natürlich zurück. Und dann, wenn Jella schon Küstrow's nicht sicher gewesen wäre, so hätte sie doch wenigstens Koscher nehmen müssen!

„Aber Mama, der wollte doch Ella!“

„Unfinn! Er hätte Dich, die Älteste, gewählt, wie's üblich ist, wenn Du Dich nicht so abstoßend und hochmüthig gegen ihn benommen hättest!“

Jella blieb die Antwort nicht schuldig, und Mama, die auch im Hause gewöhnlich streng auf Formen hielt, vergaß sich so weit, daß sie ihre beauté ein ganz albernes Geschöpf schalt, das sitzen bliebe und es auch nicht anders verdiene.

Nun brach Jella in Thränen aus.

„Sei doch nur ruhig, Mama, ich werde mich verheirathen, ich gebe Dir mein Wort darauf! Ich hätte es doch schon mehrmals können! Wenn es Dir damit so schrecklich eilt, so werde ich nicht länger wählen und warten! Aber ich bleibe nicht sitzen, glaub's nur!“

Jellas Zuversicht wirkte etwas beruhigend auf die Mama.

„Es muß ja auch nicht der Erstbeste sein,“ sagte sie, „aber je eher, desto besser! Jünger wird keines von uns, am wenigsten ein zwanzigjähriges Mädchen.“

„Hast Du schon eine Ahnung, wen?“ fragte Stella, als Mama in die Küche gegangen war, um nach dem Kaffee zu sehen. „Du denkst doch nicht etwa an den Gründer, den Kronheim?“

Jella rümpfte die Nase. Wenn sie den haben wollte, der käme auf den Ruf! Da gab es wohl noch Andere!

„Ihr werdet schon zufrieden sein!“ versetzte sie mit ihrem gewohnten Selbstgefühl. —

Mittlerweile hatte Ella ihren Koffer gepackt; gewiß war sie den Eltern und Geschwistern ehrlich anhänglich, aber in diesem Augenblick doch herzlich froh, von dem Heirathsmarkt fortzukommen.

Dann ging sie mit Jella aus, um noch einige Besorgungen zu machen.

Die beiden jungen Mädchen schritten die Leipzigerstraße entlang. Jella hatte, wie immer, die Augen überall. Sie besaß eine große Kunstfertigkeit bewundernde Blicke einzuheimsen und zu beobachten, ohne selbst dabei aufzufallen.

„Du, Ella, das gilt Dir!“ sagte sie jetzt zu der ganz in Gedanken verlorenen Schwester.

„Was soll mir gelten?“ fragte diese zerstreut.

„Doctor von der Waidt folgt uns! Schon durch die

ganze Mauerstraße; der muß um unser Haus herumgestrichen sein.“

Und jetzt erst erzählte sie, wie dringend er neulich, Sonntag Nachmittag im Thiergarten, Ella gesucht und wie enttäuscht er gewesen, als er sie nicht gefunden hätte.

Ella fühlte sich betroffen. So hatte er doch wieder versucht anzuknüpfen, trotz der verletzenden Auseinandersetzung vom Vormittag? Hatte er nicht begriffen, wie empört sie war? Nein, sie wollte Nichts von ihm wissen! Nicht ein einziges Mal blickte sie sich um.

Nah dem Dönhofs-Platz constatirte Jella dann, daß der Doctor verschwunden sei.

„Er ist doch hübsch und liebenswürdig,“ meinte sie vorwurfsvoll, „wie dumm von Dir, ihn so fallen zu lassen! Man lebt ja nicht nur, um sich zu versorgen, wie Mama meint, sondern auch, um sich zu amüsiren!“

Ella ließ die Schwester reden.

„Da ist er wieder!“

„Wie unverschämt!“ sagte Ella entrüstet.

„Ach Gott, ich meine ja nicht Waidt, sondern den Anderen, den Kronheim, der folgt mir! Bereits von der Friedrichstraße an. Hast Du denn gar Nichts gemerkt?“

„Bewahre! Unter den vielen Leuten!“

In der That waren die Straßen überfüllt. Da sich nach einem regnerischen Tage das Wetter aufklärte, aber die Promenaden draußen noch feucht waren, so schlenderte man in der Stadt umher.

Kronheim hatte ebenfalls an Jellas Triumph-Wagen gezogen, fast gegen Mamas Wunsch und Willen.

Denn daß der reiche Speculant ihre Tochter heirathen würde, kam ihr wenig wahrscheinlich vor. Natürlich, etwas Flirt durfte man Jella gestatten, und diese ansehnlichen Cour-Macher gaben auch ihr Ansehen.

Und Jella flirtete mit großer Klugheit und großem Erfolge. Sie verdaß es mit Keinem, ging nie zu weit, und ließ Jeden in dem Glauben, daß er ihr wirklich gefalle. Jella besaß Nichts von dem Uebermuth verwöhnter Schönen, die aus den Männern gern ein Spielzeug machen. Die Armuth im Hause und die Versorgungsfrage ließ Verlei bei ihr nicht aufkommen. Der Zauber, den sie ausübte, war für sie ein Kapital, mit dem sie sorgsam umging und mit dem sie noch Großes erreichen wollte. Sie hatte also ihre Kunst zwischen dem Grafen Borkau, dem Herrn von Küstrow, und dem jungen Kronheim so diplomatisch vertheilt, daß sie sich alle Drei bei guter Laune erhielt. Nun war ihr Küstrow ziemlich entwischt, Graf Borkau hatte sich seit Schluß der Saison nicht mehr um sie gekümmert. Natürlich erfüllte sie es daher jetzt mit Vergnügen, den jungen Kronheim ihren Spuren folgen zu sehen. Vielleicht that er es bloß aus Langweile; aber trotzdem wollte sie diesen Augenblick benützen.

Die beiden Mädchen waren in ein großes Woll- und Tricot-Waren-Geschäft getreten, wo sie wegen des großen Kunden-Andranges nicht sofort bedient wurden. Daher beschloß Ella, erst gegenüber ihren Strohhut zu holen, während Jella ihre Sommerhandschuhe einlieferte.

Ella bekam den Strohhut in einem riesigen Papier-sack mit der großgedruckten Firma. Als sie den Laden verließ, sah sie plötzlich — Bruno von der Waidt an ihrer Seite! Kurz und kühl auf seinen Gruß dankend wollte sie an ihm vorüber. Er aber ließ sich nicht abschrecken.

„Ich bitte um eine Minute Gehör, gnädiges Fräulein,“ sagte er, den Hut noch immer in der Hand.

„Ihr Fräulein Schwester ist ja dort in jenem Laden — Sie können mich also anhören, wenn Sie wollen.“

„Ich bedaure, Herr Doctor, meine Schwester wartet auf mich — ich kann unmöglich!“

„Fräulein Ella,“ bat er, „Sie können! Und Sie haben auch den Rath, mit mir da einmal durch die Anlage zu gehen“ — er wies nach dem Dönhofs-Platz hinüber — „ich weiß genau, daß Sie diesem Wagniß gewachsen sind. Nur, wenn Sie trotz meiner dringenden Bitte nicht wollen...“

Sie nickte, ohne ihn anzublicken. Und in ihrem Gedankensturm kaum auf das Wagengewühl achtend, überschritten Beide fast mit Lebensgefahr den Fahrdamm.

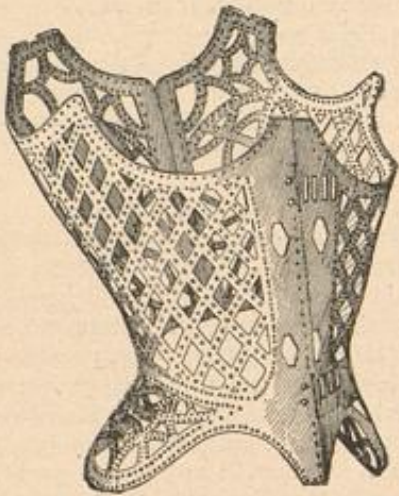
Ella war im Grunde noch ein Badfisch, obgleich in ihren Zügen und im Benehmen ihren Jahren voraus. Wäre sie nicht so sehr aufgeregt gewesen, so hätte sie in der Miene des jungen Doctors einen Ausdruck gefunden, als ob er sie auch wirklich nur für einen Badfisch hielte. Mit lächelnder Ueberlegenheit blickte er an ihrer elastischen, fast überschlanken Figur herab: das kleine Fräulein folgte ihm doch auch heute! — Eine Auseinandersetzung mit ihr reizte ihn gerade jetzt, und wenn sie wirklich ‚Nein‘ gesagt hätte, es würde ihn schauderhaft geärgert, ja gekränkt haben!

Denn so gar leicht um's Herz war es ihm nicht; nur sein raich errungener Sieg hatte ihn etwas ermüthigt.

(Fortsetzung folgt.)



1. Cingulum, nach einer griechischen Statue.



2. Eisen-Corset. (Musée Carnaralel.)

Nachdruck verboten.

Zur Geschichte des Corsets.

Mit sechs Abbildungen.

Von Clara Eysell.

Eprieten von Einigen, über Gebühr heruntergesetzt von Anderen, hier als häßliche Unnatur der Lächerlichkeit preisgegeben, dort als etwas besonders Reizvolles verherrlicht, durch königliche Edikte zum Untergang verurtheilt und durch die Gunst der Menge unsterblich gemacht — so hat das Corset die weibliche Tracht auf ihrer Jahrhunderte langen Entwicklung begleitet, um schließlich zu einem unentbehrlichen Bestandtheil der modernen Kleidung zu werden. Mode-Neuheiten, die von einer Strömung nach oben getragen und von der nächsten spurlos hinweg gespült werden, haben meist ihr Schicksal verdient, warum sollte allein das Corset seine Beliebtheit einem unverdienten Zufalle verdanken? Die weibliche Gestalt bedarf eines Untersützens aus ästhetischen sowohl, als gesundheitlichen Gründen; wir finden dieses fast zu allen Zeiten und bei allen Cultur-Völkern vor, der herrschenden Tracht und dem Klima angepaßt, von der einfachen Gürtelbinde der Griechinnen und Römerinnen bis zu dem Meisterwerk eines Pariser Corsets entwickelt. Selbstverständlich hat das an sich berechtigte und gesundheitsfördernde Kleidungsstück auch zu Uebertreibungen geführt, die den ursprünglichen Zweck geradezu auf den Kopf stellten. Das ist bedauerlich, aber nicht ungewöhnlich, sondern sogar das allgemeine Schicksal der meisten Erfindungen auf dem Gebiete der Toilette. Ein Zeichen großer Kurzsichtigkeit würde es sein, das Ding an sich deshalb verdammten zu wollen. Wer möchte auf den Schuh verzichten und lieber barfuß gehen, weil die Chinesinnen ihre Füße bis zur Verküppelung einengen? Wer die gegenwärtige Bedeutung des Morphiums abstreift, weil sein Mißbrauch Einzelnen verhängnisvoll geworden?

Der erbitterte Kampf, der zeitweise, und nicht immer unbedeutend, gegen das Corset geführt worden, hat nur dazu gedient, auf die Mängel aufmerksam zu machen und es immer mehr und mehr zu vervollkommen. In der jetzigen Form, aus weichem und biegsamem Material hergestellt, von gebildeten und anatomiekundigen „Künstlerinnen“ so sorgsam gearbeitet, daß es nirgends einen Druck ausübt, weder den Magen noch die Athmung einengt, noch die Beweglichkeit des Oberkörpers hindert, entkräftet es alle ihm gemachten Vorwürfe. Es gewährt der Figur den notwendigen Halt und bildet zugleich eine feste Stütze für die in unserm kühlen Klima ziemlich complicirte Unterleibung, deren Druck ohne Corset auf den Hüften ganz unerträglich sein würde. Bei jungen Mädchen verleiht es eine nachlässige Haltung und erzielt, indem es den Rücken gerade hält und die Brust zwingt, sich auszudehnen, eine kräftige Athmung und gesunde Blut-Circulation; bei Frauen verhindert es allzugroße, der Gesundheit schädliche Corpulenz.

So ungefähr sagt uns Herr Leoty in seinem jüngst bei Ollendorff in Paris erschienenen Buche: *Le corset à travers*

les âges. Als Leiter des ersten Pariser Corset-Ateliers ist Herr Leoty im Besitz einer reichhaltigen Corset-Sammlung, die für das kleine, vornehm ausgestattete Werk das interessante Studien-Material geliefert hat. Der Verfasser zeigt sich als ein tüchtiger Gelehrter in seiner Specialität, der die Mühe nicht scheut, seinem Gegenstande bis in die verborgensten Quellen nachzuforschen. Er geht bis zu den alten Griechinnen und Römerinnen zurück und sucht den Ursprung des Corsets in deren Gürteln und Brustbinden, der *Facia*, *Taenia*, *Zona*, dem *Strophium*, dem in Abbildung 1 dargestellten *Cingulum* u. s. w., die, ob über oder unter dem Gewande getragen, stets dazu dienten, der Gestalt den notwendigen Halt zu geben. Aber schon zu jenen Zeiten ging mit diesem praktischen Zwecke das Bestreben, die Figur zu verschönern, Hand in Hand. Ovid spricht von Gürtelbändern, „die der Gestalt das geben, was ihr fehlt“ und der Römer Terenz tadelt es, daß man von einem jungen Mädchen eine durch das Tragen des Gürtels trainirte Figur verlange, die an Schlankheit dem Schilfrohr nahe komme. Im vierten Jahrhundert v. Chr. erzählt der Komiker Alexis von Athen, daß die vornehmen Griechinnen sehr breite, feste Ledergürtel gebrauchten, um einer übergroßen Entwicklung der Formen vorzubeugen.

Liegt in diesen Binden schon eine Aehnlichkeit



5. Corset mit Achselbändern. (Musée de Cluny.)

Zur Geschichte des Corsets.

mit dem heutigen Corset, so ist doch anzunehmen, daß letzteres aus einer Zusammensetzung zweier antiker Gürtel entstanden ist, der die Brust stützenden römischen *Facia* und der griechischen *Zona*, die sich auf die Hüften legte.



3. Die Werkstätt eines Corset-Schneiders.

Herr Leoty ist Franzose genug, um bei der Geschichte des Corsets einzig sein Vaterland zu berücksichtigen. Es darf uns dies um so weniger kränken, als Jahrhunderte hindurch in Sachen der Mode und besonders des Corsets Frankreich thatsächlich das entscheidende Wort zu sprechen hatte.

Die Zeit der Merovinger und Karolinger, — so berichtet Herr Leoty weiter — bietet dem Forscher nur eine geringe Ausbeute. Man war nicht eitel und gab wenig auf Toilette. Die Frauen setzten den Gebrauch des römischen Gürtels fort, der sich bei ihrer Kleidung, der lang herabhängenden, die ganze Gestalt einhüllenden *Tunica*, als ausreichend bewährte. Erst unter Ludwig VI. kamen Kleider auf, deren Taille und Hof getrennt waren; häufig wurden sie im Verlauf wieder durch die



4. Geschlitztes Corset. (Collection Fulgence.)

Tunica verdrängt, bis mit Beginn des 14. Jahrhunderts der weite, in der Taille mit einem Gürtel zusammengefaßte Frauenrock in Mode kam. Ende des 14. Jahrhunderts suchte Isabella von Bayern die decolletirten Kleider einzuführen, und hierbei taucht zuerst das Wort *Corset* auf. Die aus kostbaren Stoffen gefertigte, mit Pelz besetzte Taille schmiegte sich dem Oberkörper an und war vorn oder hinten mittelst Schnürrenteln straff gezogen. Von einem Corset in dem jetzt gebräuchlichen Sinne können wir jedoch erst ein Jahrhundert später sprechen, als die *Basquine*, auch als „Büste“ bezeichnet, eine Untertaille aus starkem Leinen, vorn mit einer Corset-Stange versehen, aus Spanien kommend ihren Einzug in Frankreich hielt. Diese Form behauptete sich ziemlich lange, wurde immer mehr verengert und durch Fischbein gesteuert und schließlich so kostbar mit Gold- und Seidenstickereien geschmückt, daß man die Taille vorn offen ließ um dieses Leibchen sehen zu lassen. Sogar Corsets von Elfenbein und Silber, mit herrlicher Intarsia verziert, wird Erwähnung gethan, doch verschwand diese Mode schnell wieder.

Die *Basquine* scheint viel böses Blut gemacht, Gelehrte und Schriftsteller in Aufregung erhalten zu haben. Wohl mit Recht, denn kaum ein Lebensalter konnte sich dem Zwange dieses Kleidungsstückes entziehen. Montaigne berichtet, daß man schon die Kinder mit Corsets quälte, die demachen mit Holzspänen und Fischbeinen versehen waren, daß die Brust der armen Kleinen hart und unempfindlich wie die Hornschicht an den Händen eines Arbeiters wurde. An der Leiche einer eleganten Modedame, die der berühmte Anatom Ambroise auf dem Secir-Tische hatte, zeigten sich die Rippen vollständig über einander geschoben. So sehr war die *Basquine* im Verruf, daß selbst Se. Majestät Karl IX. in den erbitterten Kampf eingriff und versuchte, sie durch Verordnungen zu unterdrücken, allerdings ohne jeglichen Erfolg. Die aus derselben Zeit stammenden Eisen-Corsets — siehe Abbildung 2 — mögen in Wirklichkeit nicht so entsetzlich gewesen sein, wie sie auf den ersten Blick erscheinen. Sie besaßen wenigstens den Vorzug, genau den Körperformen angemessen zu sein. Die in der Art eines Gerippes zusammengefügte Eisenstäbe waren äußerst biegsam, ein Futter von starkem Stoff, Tuch oder Sammet schützte den Körper gegen allzuharten Druck.

Den Menschen von heute berührt die Thatsache höchst sonderbar, daß zu damaliger Zeit die Herstellung jeder Art von Kleidung für beide Geschlechter, einschließlich des Corsets, ein Vorrecht der Männer war. Erst gegen das Ende des 17. Jahrhunderts hören wir von Schneiderinnen, die sich bald zu einer Corporation zusammen schloßen und durch einen Erlaß des Parlaments geschützt werden. Doch gelingt es ihnen nicht, ihre männlichen Kollegen ganz auszuschließen, die namentlich die Corset-Schneiderei noch immer für sich in Anspruch nehmen. Abbildung 3 führt uns in das Atelier eines Schneiders und veranschaulicht sowohl das Zuschneiden der einzelnen Theile als die Anprobe des vollendeten Werkes.

Unter Ludwig XV. erscheint das Corset frei, auf den Hüften geschweift, hinten, zuweilen auch unter beiden Armen, geschlossen, vorn mit einer Planchette oder einer Holzstange versehen, und die Brust sehr hinaufschleudend. Noch immer muß es als Stützblatt für die zeitgenössischen Sattrifer erhalten. Nur ein Ritter bricht für dasselbe eine Lanze, ein



6. Die Toilette einer Modedame. Nach einem Gemälde von Freudenberg.



Freitag in Venedig. Nach dem Bilde von G. Fico. — Siehe Seite 196.
Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, K.-W., München.

als Corset-Fabricant in Lyon ansässiger Deutscher Reihier (Reihner?) der, ein verführter Leoty, alle Vorzüge des vernunftgemäß gearbeiteten Corsets in einer Broschüre in das rechte Licht stellt.

Unsere Abbildung 4 zeigt ein reichgesticktes Corset aus derselben Epoche, mit Blumen und Gold gestickt; Abbildung 5 ein anderes aus grüner Seide mit Stiderei, die Nähte mit schmalen, rothem Figenbesatz gedeckt. Beide Formen sind nach unserm Begriffe weniger Corsets, denn festanliegende ärmellose Untertailen.

Die Toilette einer Modedame giebt Abbildung 6 wieder. Hier ist die Taille in einer Weise eingeschnürt und verlängert, daß das auch in Deutschland vor ungefähr vier Jahren angestrebte Ideal dagegen vollständig verläßt. Man begreift es sehr wohl, daß diese Verunstaltung der weiblichen Gestalt zu Caricaturen und Wigeleien herausfordern mußte. Allerdings beeinflussten sie die Mode nicht im Geringsten. Dies war erst der Revolution vorbehalten, die traurige Jahre für die Corset-Fabricanten brachte. Bei der Wiederbelebung der griechischen Tracht war für das Corset kein Raum, der antike Gürtel, die Zona trat an dessen Stelle. Man trug sie nur etwas höher gerückt als das klassische Vorbild, und hattete sie, um der Gestalt den gewohnten Halt nicht mit einem Male ganz zu entziehen, in der Mitte mit einer Schnebbe aus.

Nach einer Uebergangszeit, in der man zwar die griechische Tracht wieder verwarf, immerhin aber die Toilette noch lose und ziemlich indecent hielt, begegnet wir dem Corset wieder, und zwar in einer oben und unten ziemlich kurzen Form, die von 1815—1830 stetig an Länge zu- und an Weite abnimmt. Mit dem Aufschwung dieser Industrie steigert sich auch der Preis des Productes; wer möchte es glauben, wenn es nicht verbürgt wäre, daß für ein kleines Kißen aus weißem Taffet, das von dem berühmten Fabrikanten Lacroix dem Corset hinten angefügt wurde, um der Linie der Taille einen erhöhten Schwung zu geben, gern 100 Frs. bezahlt wurden! „Ich lasse mir meine Ideen begahlen — und das Material nebenbei,“ wie eine der ersten modernen Pariser Putzmaschinen sagt.

1842 kam ein neues Corset auf, genannt „la paresseuse“, das, sehr geschickt gearbeitet, angenehm zu tragen war und mit kleinen Abweichungen noch das Corset von heute ist. Man behielt vollständig die natürliche Körperform bei, schweifte das Corset auf den Hüften und ließ die bisherigen Achselbänder und Taschen über der Brust fort. Von jetzt ab ward es das Bestreben jeder Modedame bei dieser Bequemlichkeit eine möglichst elegante Figur zu erzielen, etwaige Fehler der Gestalt durch das Corset zu ergänzen und zu verdecken, jeden schmiegsamen Reiz des Körpers hervor zu heben. Das Vorbild gab darin die Kaiserin Eugenie, und da sie selbst eine kurze Taille oder vielmehr eine tief gebaute Figur besaß, so wurde bald das „tiefe Corset“ als allgemeine Mode angenommen.

Die nun folgenden Jahrzehnte sind noch in so frischer Erinnerung, daß wir sie füglich übergehen dürfen. Kleine Veränderungen in Länge oder Kürze der Taille, Höhe oder Tiefe der Brust hat sich das Corset auch späterhin gefallen lassen müssen; doch hat man stets bei seiner Anfertigung die natürliche Form des Körpers so weit berücksichtigt, daß gleicherweise die Caricatur wie ein Schaden für die Gesundheit ausgeschlossen geblieben ist. Wohl verstanden, nur für diejenigen, die sich damit begnügen, die von der Mode gegebene Norm der eigenen Person anzupassen, und nicht darauf ausgehen, durch Uebertreibung des Feststehenden sich besonders hervorzuheben. Bei einer vernunftgemäßen Anwendung des Corsets wird es jenem Ideal entsprechen, von dem Herr Leoty sagt: „Es ist kein Gefängniß, das die Organe einengt, sondern ein angenehmes Wohnhaus, das sie bequem umschleht und auf's Beste beschützt.“

Nachdruck verboten.

Aus dem Leben eines Glücklichen.

Von Albert Roderich.

IV.

Sind mehr als zwanzig Jahre verflossen und Tobias Wohlly ist sehr alt geworden. Sein spärliches Haar ward schnerweiß und seine hagere Gestalt gebeugt, aber er ist immer noch Schulmeister in Grohdorf. Und glücklich ist er auch noch immer. Er hat sich in den langen Jahren die Liebe und das Vertrauen seiner Mitbürger erworben, und wenn einer der Bewohner von Grohdorf in irgend einer Angelegenheit um einen guten Rath verlegen ist, so geht er sicher zum alten Herrn Cantor.

Freilich hat er auch allerlei Ungemach gehabt während der Zeit. Drei Kinder sind ihm damals in der schrecklichen Typhus-Epidemie gestorben, der Wilhelm, der Paul und die Anna, und als sie das dritte Kind begruben, da sagte er schmerzgebrochen zu seiner getreuen Betti: „Nun wär' ich doch ein unglücklicher Mensch, wenn ich Dich nicht hätte!“

Und die getreue Betti, die jetzt allerdings nicht mehr ganz so kräftig und resolut ist, hatte sich damals in einer Art und Weise benommen, daß Niemand so leicht hätte Klug daraus werden können, ob sie ein heldenmüthiges, oder ein herzloses Weib sei. Sie hatte kein Wort der Klage gehabt für die todtten Kinder, sondern nur Worte des Trostes und Thaten der liebevollsten Sorgfalt für den Gatten.

An Stelle der gestorbenen Kinder aber spielt jetzt eine Schar fröhlicher Ur-Enkel zu den Füßen des glücklichen Greises. Es sind die Kinder der ältesten Tochter von Frau Gretchen Hanke, geb. Wohlly, deren Mann seit zehn Jahren den Schultheißen-Hof bewirthschafte. — Nächsten Monat werden es gerade 22 Jahre, da war eines Tages der nun längst bei seinem Weibe zur Ruhe beifattete alte Schultheiß Hanke in's Schulmeisterhaus gekommen und hatte den Herrn Cantor allein zu sprechen verlangt.

„Herr Schulmeister,“ hatte er gesagt, „Ihre Tochter Gretchen, die bei mir auf dem Hofe dient, hat eine Liebchaft mit meinem Sohne.“

Da war Tobias Wohlly todttenbläß geworden. „Was — was — was ist das? — meine Tochter hat eine Liebchaft?“

„Ja, — und ich will Ihnen grad' heraus sagen, — mein Sohn besteht darauf, das Mädchen zu heirathen.“

„So, so — besteht darauf! — Herr Schultheiß, dann —

auf Ihr Ehrenwort, — ist Ihr Herr Sohn ein braver, honetter Mensch?“

„Ja da soll doch —! Herr Schulmeister, jetzt wollen Sie gar mich in's Verhör nehmen?“

„Gewiß! Ist denn meine Tochter nicht brav und honett?“

„Ja, das ist sie.“

„Ist sie nicht auch pflichtgetreu und rechtschaffen?“

„Ja, ja, das auch, aber — —“

„Ich kenn' Ihr Aber, Herr Schultheiß. Sie sind Gutsbesitzer und von vornehmer Herkunft, und darauf sind Sie stolz. Nun, ich bin Schulmeister in Grohdorf, darauf bin ich stolz. Ich meine, wer am besten seine Pflicht thut von uns Beiden, der hat am meisten Grund, stolz zu sein.“

Der Herr Schultheiß war in Nachdenken versunken.

„Herr Cantor, — — dann soll mein Sohn heute herkommen und Sie um die Hand Ihrer Tochter bitten. Ich glaub', Sie sind grad' solch ehrlicher Mann, wie's der Vater meines lieben Weibes war, und doch haben meine Eltern mich verstoßen, weil ich nicht von ihr lassen wollte. Wir waren reich und sie waren arm. Seit drei Jahren ist mein liebes Weib todt, — ich hab' nie wieder gelächelt oder gar gelacht seit der Zeit. Sie war immer so lustig und fröhlich und sang bei der Arbeit, — und grad' so ist Ihr Gretchen, und seit sie auf'm Hof ist, ist wieder ein bißchen Sonnenschein da. Herr Cantor, lassen Sie uns Ihr Gretchen!“

„Wir sind Glücksfinder, und unsere Kinder sind auch Glücksfinder,“ hatte Tobias Wohlly am Hochzeitstage seiner ältesten Tochter zu seiner Betti gesagt. Und dieselben Worte wiederholte er, als sich zehn Jahre später Fräulein Minna Wohlly mit dem soeben in Oberdorf angestellten Cantor Amandus Kluge verheirathete. Als ihm das Anstellungs-Decret zugestellt worden war, hatte der ehemalige Unterlehrer mit einer gewissen fröhlichen Resignation gerufen: „Nun weiß ich doch, was aus mir geworden ist!“

Das aber war folgendermaßen zugegangen: Eines Tages hatte der damalige Unterlehrer Amandus Kluge besonders hochgehobenen Hauptes seine sofortige Entlassung aus dem Schuldienste von Tobias Wohlly verlangt. Jetzt wußte er ganz sicher und genau, was aus ihm werden würde. Er war den Abend vorher im Theater zu Guxhausen gewesen, und da war's ihm klar geworden: ein großer Schauspieler würde aus ihm werden. Und der Herr Theater-Director hätte es ihm nach einem kurzen Examen bestätigt und dabei gesagt, wenn er, Kluge, einen honetten schwarzen Anzug besäße, dann könnte er sofort bei ihm, dem Herrn Director, antreten. Ein honetter schwarzer Anzug und ein lautes Organ, das wären die Hauptsachen. Vergeblich waren alle Vorstellungen des Herrn Cantor, sein Unterlehrer bestand darauf, ein berühmter Schauspieler zu werden, und der erste Versuch dazu sollte schon in allernächster Zeit gemacht werden.

Im Theater zu Guxhausen — die Bühne war in einem Saale aufgeschlagen, der sonst zu Tanz-Bergnügungen diente — spielte seit einiger Zeit die Wandertruppe des Herrn Director Kulajsch. Das Geschäft ging ganz außerordentlich schlecht, und die Künstler hungerten mehr oder weniger. Da hielt eines Morgens der Herr Director bei der Probe folgende Rede: „Minners, so geht's nicht weiter. Nu' sagt zwar der Kritiker von Guxhausener Wochenblatt, was wir machen, das wär' keine Kunst. Minners, in den letzten drei Vorstellungen hab' ich 16 Mark 50 eingekommen, und wir leben noch Alle, — is das keine Kunst?! Na, is gut. Ihr wißt, immer wenn's ihm am schlechtesten geht, hat Director Kulajsch die besten Ideen. Da hat sich ein junger Mensch aus'n Dorf hierrum bei mir gemeldet und will Schauspieler werden. Minners, nu' paßt mal auf. Und wer vorher 'n Wort von der Sache verräth, — na der hungert denn mit uns zusammen todt.“

Und darauf enthüllte der Herr Director seiner begierig lauschenden, hungrigen Künstlerlar seine grandiose Idee. Am nächsten Tage ging das Gerücht durch Guxhausen, — Niemand wußte, woher es eigentlich stammte — einer der vornehmsten, angesehensten und bekanntesten Bewohner des Städtchens hätte sich entschlossen, zur Bühne zu gehen, und würde binnen kurzem den ersten theatralischen Versuch in seinem Wohnorte selbst machen. Das Gerücht ward widerrufen, bestätigt, — die Neugier und der Klatsch nahmen riesige Dimensionen an, und schließlich brachte man den Einwohnern von Guxhausen eines Morgens den Theaterzettel in's Haus, auf dem zu lesen stand: . . . Die Anfrau, oder das erfüllte Verhängniß. Trauerspiel in 5 Acten von Grillparzer . . . Jaromir, ein Räuber, Herr Rudini, als erster theatralischer Versuch.

Das Theater war überfüllt. Der Herr Director in eigener Person machte den zitternden Unterlehrer durch eine höchst phantastische Räuberkleidung und einen ungeheuren Anebelbart selbst für seine intimsten Freunde unkenntlich und wiederholte ihm zum hundertsten Male: „Geheim halten — Alles geheim halten!“ — Zum Schluß colossaler Erfolg! Dann Maste 'runter! Und sonst — wenn's schief geht — na, dann weiß Niemand, wer's gewesen is. Sie haben doch keinem Menschen was gesagt?“

„Nur Herrn Cantor Wohlly hab' ich's gesagt!“

„Was?! Warum? Wer is Cantor Wohlly?“

„Mein Borgegister. Der hat mir auch gesagt, ich soll lieber keinem Menschen was davon sagen. — Dann blamirt' ich mich nicht.“

„Sehr richtig! Und nu' los!“

Die Neugier des geehrten Publicums hatte den Höhepunkt erreicht, als Herr Rudini auftrat. Seines Herrn Directors Kunstförderung an ein lautes Organ kam Herr Rudini in weitestem Maße nach. Er schrie, brüllte und tobte. Das Publicum aber bemähte sich vergebens, aus dem wohlverkleideten Räuber eine bekannte Persönlichkeit Guxhausen's herauszufinden.

Es ist historisch nicht festzustellen, von welcher Person das Gerücht ausging, das jetzt im Auditorium entstand und sich schnell von Mund zu Mund verbreitete, das Gerücht nämlich, Herr Rudini sei der Sohn des Loosjen Heyer, Willi Heyer.

Dies Gerücht drang natürlich auch zu dem Loosjen Boffe, der auf einer der vordersten Bänke saß, und verdros ihn sehr. Er rief wüthend seinem Nachbar, dem Loosjen Müller, zu: „Wat?! Ein Loosjensohn op'n Theater, dat is'n Schande werth!“ — Dabei fing er an zu pfeifen und zu zischen. Diesen Ausruf aber hatte Joachim Böttig vernommen, der dicht hinter dem Loosjen Heyer neben Cantor Wohlly saß; Beide waren auf Grund von Frei-Billets im Theater, die ihnen der Unterlehrer geschenkt hatte. Joachim Böttig's Brüderlichkeitsfönn war nun durch die Aeußerung des Loosjen schwer angegriffen.

„Was?!“ rief er dem Loosjen zu, „is denn ein Loosjensohn mehr als 'n andern Sohn? Gar nix mehr is 'n Loosjensohn!“ — Dabei fing er zur Gegen-Demonstration an, heftig zu applaudiren. Desto härter zischte und pfiß dafür wieder Loosje Heyer, kräftig unterstützt von seinen anwesenden Collegen, und das übrige Publicum, das dem lauten Organe des räthselhaften Darstellers ganz gern zugehört hatte, rief laut Ruhe! und zischte gegen den Spectakel an.

Dem armen Unterlehrer aber ward ganz unräubernmäßig jaghaft zu Muth, und sein Organ nahm immer mehr an Kraft und Stärke ab.

Als er vor Angst zitternd nach dem ersten Acte in die Garderobe kam, trat ihm, vergebens von Director Kulajsch zurückgehalten, ein dider, vierschrotiger Mann entgegen. Es war der Loosje Boffe.

„Se schullen sid wat schamen!“ brüllte dieser den unglücklichen Jaromir an.

„Ach ja, ich schäm' mich ja auch!“ wimmerte der Räuber.

„Un' Ihr Vadder schull sid ud wat schamen!“

„Ach ja!“

„Un' Ihr ganze Familie schull sid wat schamen!“

„Ach ja!“

„Se als Loosjensohn op'n Theater?! Se schimfirn ja de ganze Loosjenfönn!“ Dabei war der in seiner Standesehre gekränkte Mann drohend an den Wimen dicht herangetreten.

„Ich bin ja kein Loosjensohn,“ protestirte Amandus.

„Wat?! Sünd Se nich' Loosje Heyer sien Sohn Willi?“

„Ach nein!“

„Der sünd Se denn?“

„Ich — ich bin der Unterlehrer aus Grohdorf!“ Und um jeden Verdacht zu beseitigen, daß er ein Loosjensohn sei, nahm Amandus für einen Moment seinen enormen Räuberbart ab.

„De Unnerlehrer ut Grohdorf!“ sagte darauf mit bedeutender Geringerschätzung Loosje Boffe. „Na, 'is jedenfalls Ihr Müd, dat Se in düssen Egenbild nich' Loosje Heyer sien Sohn sünd!“

Darauf drehte er dem Unterlehrer verachtungsvoll den Rücken und ging in's Auditorium jurüd.

Fünf Minuten später wußte nun natürlich das versammelte Publicum, wer sich hinter den Künstlernamen Rudini verbarg, und fühlte sich darob ganz schändlich enttäuscht. Man hatte auf einen der vornehmsten, angesehensten und bekanntesten Mitbürger gerechnet, und jetzt war es der Unterlehrer von Grohdorf! Na, warte nur!

Und als der Räuber Jaromir im zweiten Acte wieder auftrat und, anstatt laut zu brüllen und zu toben, mit dünner, heiserer Stimme blöde zu declamiren anfing, da brach der allgemeine Unwille in wildes und lautes Rischen und Pfeifen aus. Nur Loosje Boffe applaudirte jetzt und die anderen Loosjen mit ihm.

Das ärgerte aber den Joachim Böttig schändlich.

„Ja,“ schrie er dem Loosjen zu, „Sie meinen woll, daß so'n Unnerlehrer schlechter is als 'n Loosjensohn! Nä!“ und nun zischte und pfiß Joachim Böttig auch mit.

Als Amandus Kluge jetzt völlig vernichtet und geknickt hinter die Coullisse trat, stand der Herr Cantor Wohlly vor ihm. Laut aufweinend sank Amandus an die Brust seines väterlichen Freundes.

„Ach, Herr Cantor, was 'n Müd, daß Sie hier sind. Retten Sie mich!“

Und während Herr Director Kulajsch dem Publicum die Mittheilung machte, daß der geschätzte Gast plötzlich unwohl geworden sei und die Rolle des Jaromir von Herrn Barelli weitergeführt werden würde, half Cantor Wohlly seinem Unterlehrer beim Umkleiden und verlieh mit ihm das Schauspielhaus. Unterwegs, auf dem Wege nach Grohdorf, ergoß sich der ganze Schmerz des Jünglings über die vernichteten Hoffnungen und Träume noch einmal.

„Ach, Herr Cantor,“ sagte er fast weinend, „und ich hab' immer geglaubt, daß noch 'mal was aus mir wird. Nun ist es aus!“

„Lieber, junger Freund,“ entgegnete ihm der Cantor, „wenn Sie sich nur ein bißchen zusammennemen und darauf hören, was gute Freunde Ihnen rathen, dann kann noch was aus Ihnen werden, was viel mehr ist, als all' das Andere.“

„Ach, was denn, Herr Cantor?“

„Ein guter Mensch!“

Vor ungefähr drei Jahren hatte Tobias Wohlly einmal einen Schwindelanfall gehabt und war ohnmächtig zu Boden gesunken. Seine tödtlich erschröckene Betti hatte ihn zu Bette gebracht und zum Arzte geschickt. Als nach ungeführ sieben Stunden Doctor Kuhle aus Guxhausen erschien, war Tobias schon wieder zu sich gekommen. Herr Doctor Kuhle untersuchte den Kranken, und da er immer der Meinung war, daß seine Patienten für ihr Geld doch auch zu wissen verlangen könnten, was ihnen denn eigentlich fehle, so sagte er langsam, aber bestimmt: „Verfaltung der Blutgefäße.“

„Ach, du mein Gott,“ jammerte Frau Betti, „Ber — —“

— faltung der Blutgefäße, ja! Der Patient hat sich besonders vor Congestionen nach dem Kopfe zu hüten.“

„Vor was? Vor Con —“

— gestionen nach dem Kopfe, ja!“

„Wie kann er sich denn davor hüten, Herr Doctor?“

„Vor Allem keine Aufregung, keine hitzigen Getränke x.“

„Hitzige Getränke trinkt mein Mann gar nicht, und Aufregung — davor werd' ich ihn schon in Acht nehmen. Ist es denn schlimm, Herr Doctor?“

„Nein, vorläufig nicht. Adieu!“

Seit dem Tage gab es für Frau Betti Wohlly nur noch einen einzigen Gedanken, nur noch ein einziges Streben: ihren Gatten vor Congestionen nach dem Kopfe zu hüten. Ob sie überhaupt jemals erfahren hat, was Congestionen nach dem Kopfe eigentlich sind, das läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, gewiß aber ist es, daß sie ihren lieben Tobias davor gehütet hat.

Am hinderlichsten für diese ihre jegige Lebensaufgabe erschienen der Frau Betti die langen Gespräche, die ihr Mann mit dem Verächter der gegenwärtigen Gesellschafts-Ordnung, mit Herrn Joachim Böttig, des Destern führte. Jahrelang schon hatte sich der Cantor vergeblich bemüht, den alten Freund von seinen social-politischen Ideen abzubringen. Joachim Böttig bewohnte seit längerer Zeit ein Zimmer bei Väter Runze jun. Da er absolut nichts Anderes mehr zu thun hatte, las er alles Gedruckte, was ihm unter die Finger kam, und hatte mehrere neue socialistische Stich- und Schlagworte theils halb richtig,

theils ganz unrichtig in sich aufgenommen. Daß er aber bei Väder Kunze ein Zimmer bewohnte und Nichts mehr zu thun hatte, das war folgendermaßen gesehen:

Böttig hatte vor einigen Jahren 'mal wieder eine Idee bekommen und sich in seinem Papier- und Schreib-Mensilien-Laden auch einen Handel mit Petroleum zugelegt. Da er aber mit der so leicht entzündlichen Ware nur höchst ungeschickt umzugehen verstand, so brannte eines Tages sein altes Haus in 1 1/2 Stunden nieder.

„Ja,“ sagte Joachim Böttig, „sehn Sie wohl, das kommt nu' davon! Wenn wir nu' die staatliche Production hätten, dann könnt' so was doch gar nich passieren.“

Die Sache ward aber für Joachim noch ganz besonders schlimm, denn es stellte sich heraus, daß er der Einzige im ganzen Dorfe war, dessen Haus sich nicht in der Versicherung befand. Er hatte das allen Mahnungen gegenüber immer mit überlegenem Lächeln abgewehrt.

„Nä,“ pflegte er in solchem Falle zu erklären, „ich werd' mich hüten. Wenn wir man erst die neue Basis kriegen, dann wird das doch Allens ganz anders. Dann wird der Grund und Boden un' Allens, was darauf baumelt und bummelt, exproirt, und das kann all' heut oder morgen losgehn. Jawoll! Und warum soll ich nu' noch die Prämie bezahlen? Das Geld kann ich sparen.“

Infolge dieser seiner Sparfameit hätte nun Joachim Böttig in's Armenhaus wandern müssen, wenn nicht sein Sohn, der Fripi, ihn bei Väder Kunze eingemietet und auch für seine sonstigen Lebensbedürfnisse die Sorge übernommen hätte. Der Fripi war ein braver Mensch geworden, auch ein tüchtiger und geschickter Schlosser, und stand bei der Schiffswerft in Gurohausen in festem Lohn.

Heute also war Tobias Wohligh wieder 'mal bei Joachim Böttig, als plötzlich zu ganz ungewöhnlicher Zeit Fripi eintrat, zwar ein stark verwachsener, aber kräftiger Mann.

Um die breite Stirn trug er ein blutgetränktes weißes Tuch. „Mein Fripi, wo kommst Du denn her um die Zeit? I Gott bewahre, mein Junge, hast Du denn einen kaputten Kopf?“

Fripi hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen und ließ die Faust schwer auf den Tisch fallen.

„Ja, Vater, ich streif' nu' auch.“

„Süßt Du, mein Junge, das is recht. Sie streifen ja allerwärts, dann müßt Du auch mal streifen.“

„Ja, Vater, dann werden wir woll aber auch 'n bißchen hungern müssen.“

„Wie? Wieso? Hast mir auch keinen Tabak mitgebracht, mein Fripi?“

„Nein! Wir werden uns woll ein Ordentliches einschränken müssen.“

„Aber, wie kommen Sie denn zu der Kopfwunde?“ fragte jetzt Cantor Wohligh.

„Das will ich Ihnen ausinandersetzen, Herr Cantor. Auf unserer Werkst wird seit drei Tagen gestreift. Nur fünf Leute haben weiter gearbeitet. Vier Familienväter, die viele Kinder haben, und ich, weil ich einen alten Vater ernähren muß. Und nächsten Monat ist wieder Miethe zu bezahlen. Zwei Tage haben wir's ausgehalten, so doll sie uns auch zugelegt haben mit Schimpfen und Drohn. Nu' geht's nicht mehr. Heute haben sie uns überfallen — Zwanzig, Dreißig gegen fünf! — Ihr Hunde, Ihr Schufte wollt arbeiten, wenn wir streifen?!“ schrien sie, und den Hinrich Müller haben sie lahm geschlagen und mir einen großen Stein an den Kopf geworfen —

„O mein armer Fripi!“ rief Joachim Böttig, „aber wegen der Miethe quäl' Dir man nich'. Nächsten Monat is noch lang hin, und dann haben wir woll schon die neue Basis und Allens is in Ordnung. Süßt Du, da hab' ich noch neulich gelsen: Die Gleichheit und Verbrüderlichkeit is nahe, und der Umschwung steht vor der Thür. Süßt Du woll, mein Fripi?“

„Ach was, Vater, Du —“

„Fripi,“ wandte sich jetzt Cantor Wohligh an den jungen Mann, der wie in Verzweiflung den Kopf in die Hand stützte, „machen Sie sich wirklich wegen der Miethe keine Sorgen. Ich werde mit meinem Schwiegerjohn, dem Schultheißen, sprechen, ich denke, der leih' Ihnen das Geld.“

„Ja, mein Fripi; das is auch wahr. Der Schultheiß is auch so'n Bourgo—is. Nimm ihm man's Geld ab. Wenn erst die neue Basis kommt, wird er's doch los.“

„Herr Cantor,“ sagte Fripi und reichte ihm die Hand, „ich danke Ihnen! Und ich zahl's zurück, sobald ich kann. Ich will ein ehrlicher Mensch bleiben.“

Er schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Fripi,“ rief Joachim Böttig ihm nach, „bring's mir nu' Tabak mit?“

„Sagen Sie mal, Böttig,“ hob Tobias an, „was rauchen Sie eigentlich immer für Tabak?“

„Von Krämer Heinze sein' Krasser Nr. 7.“

„Ja, wie ist das nun, wenn in Ihrem Zukunfts-Staat alle Männer denselben Tabak rauchen sollen? So viel giebt's ja gar nicht davon.“

Joachim Böttig stupte einen Augenblick.

„Nä, ich rauch' den Tabak nu' vierzig Jahr', ich muß mein' Tabak haben!“

„Es giebt aber doch Leute, die ihr Hab und Gut ebenfalls schon viel länger als vierzig Jahre haben. Warum sollen die das denn nicht auch behalten?“

„Hab und Gut?! Das is der Kapitalismus! Das is der Krebschaden der modernen Gesellschaft! Der muß 'raus! Aber mein' Tabak laß ich mir nich' nehmen! Nä, das thu' ich nich'!“

Es war an einem Sonntags-Morgen ganz früh. Die Eheleute Wohligh saßen beim Kaffee. Frau Betti hatte einen Festtuch gebaden. Heute vor fünfzig Jahren war Tobias Wohligh als Schulmeister in Althaus eingeführt worden. Siebenundzwanzig Jahre hatte er in Althaus amtirt und jetzt dreiundzwanzig Jahre in Grohdorf. Niemand außer ihnen Beiden — so dachten wenigstens Tobias und Betti — wußte um dieses Jubiläum. Der Herr Cantor war gewiß nicht der Mann, Andere an seinen Ehrentag zu erinnern, und Frau Betti hütete sich erst recht davor, ihm Gelegenheit zu Aufregungen zu geben.

Die beiden Alten also saßen eine gute Weile in Gedanken verfunken stumm neben einander.

„Fünfzig Jahre!“ begann endlich Tobias, „fünfzig Jahre! und darunter siebenundvierzig glückliche Jahre an Deiner Seite!“

Er erfaßte die Hand seines Weibes.

„Weißt Du,“ sagte etwas zaghaft Frau Betti, „in den ersten Jahren unserer Ehe habe ich nicht gedacht, daß wir so glücklich mit einander werden würden. Ich habe mir nicht denken können, daß ein Mann, wie Du, so im stillen, einsamen Dorfe, ganz fern und abgetrennt von der Welt, zufrieden leben könnte. Damit habe ich mich damals viel gequält, und wenn Du manchmal so in Dich gelehrt warst, dann wollte ich oft mit Dir darüber reden, ob Du nicht fortziehen wolltest und was Anderes versuchst. Aber ich hab's nicht über's Herz gebracht, ich war zu egoistisch, ich wollte Dich ganz für mich allein haben und habe gefürchtet, wenn Du andere Sorgen hast, wirst Du mich darüber vergessen!“

„Meine liebe Betti,“ entgegnete Tobias, „heute will ich Dir sagen, daß Du damals Recht gehabt hast. Ja, ich träumte einmal von einem anderen Ziel, von dem Glück, das die Menschen das große Glück nennen. Ja, ich sehnte mich hinaus in die Welt. Weißt Du noch, wie ich damals in Hamburg war bei Vetter Conrad zum Besuch?“

„Gewiß, Du wolltest acht Tage dort bleiben, kamst aber schon nach drei Tagen wieder nach Hause.“

„Richtig! Mir war so elend in dem Menschengetriebe. Ich hatte Sehnsucht nach Dir, ich war krank vor Heimweh nach meinem stillen Hause. Ich war so fürchterlich allein unter all' den fremden Menschen, die an mir vorbei rannten und um mich her tobten. Da sagte ich zu mir: Kann sein, daß auch diese Menschen in ihrer Art zufrieden sind, obgleich man es ihnen nicht ansieht; meine Art kann es hier nimmer werden! Ich brauche mehr zu meinem Glück, als all' diese hastenden Menschen zu dem ihrigen, — ich brauche ein getreues Herz! Und siehst Du, Betti, ich hatte ja seitdem Zeit zum Prüfen und heute sage ich Dir: ich habe Recht gehabt!“

Frau Betti schloß die Augen und legte ihr weißes Haupt an die Brust des Gatten.

„Und nun noch Eins, mein liebes Weib. Es treibt mich so ein unwiderstehlicher Drang, Dir das zu sagen: ich bin ein alter Mann, und ich fühle mich müde, meine Betti, — recht müde!“

„Um Gotteswillen, — mein Tobias!“

„Nüchig, ruhig, Liebste! Erinnerst Du Dich noch, wie wir am Tage unserer silbernen Hochzeit den Ausflug machten nach Brokswald?“

„Ob ich mich das noch erinnere, mein Tobias?“

„Und was es nicht ein herrlicher, köstlicher, glücklicher Tag?“

„O das war es!“

„Aber als wir heimkehrten, da war ich so müde, so todtmüde, und legte mich gleich schlafen. Und Du decktest mich sorgsam zu und kühltest mich. Betti, mein liebes Weib, hätte ich den Gedanken fassen dürfen, daß Du mir meine Ruhe nicht gönnst?“

Nun weinte Frau Betti leise und umschlang den Hals ihres Gatten.

Da plötzlich erscholl von der Straße ein heller Gesang. Die beiden Alten eilten zum Fenster. Sie sahen eine Schar singender Kinder, Knaben und Mädchen, die andächtig zu ihrem Lehrer hinaussahen.

„So wissen sie es doch, Betti,“ stammelte Tobias und trat rasch ein paar Schritte zurück.

„Ich bitte Dich, mein Tobias, reg' Dich nicht auf, sie meinen es ja gut, Tobias!“

Bald darauf hielt ein großer Stuhlswagen vor dem Schulhause, und heraus stieg der Schultheiß Ernst Hanke nebst Frau Gretchen und den drei Kindern, und noch eine halbe Stunde später hielt, wie alle Tage um diese Zeit, die Postkutsche vor Gastwirth Käfel's Thüre und der Schulmeister von Grohdorf, Herr Cantor Amandus Kluge, und seine Frau Minna, geborene Wohligh, stiegen heraus. Und dann kamen die zwei Söhne, Karl, der Schiffs-Zimmermann und Christian, der Telegraphen-Beamte, und Alle brachten herzliche Glückwünsche, fröhliche Gesichter und Geschenke.

Tobias war wie ohnmächtig unter der Fülle seines Glückes und Frau Betti erzitterte.

Zehn Uhr schlug es gerade vom Kirchturm, da fuhr ein von zwei Pferden gezogener großer Leiterwagen beim Schulhause vor. Die Seitenwände des Wagens aber waren abgenommen, sonst wäre auch kein Platz gewesen für das riesige Stück Möbel, das er trug. Dies Möbel war ein Schreibtisch, das Jubiläums-Geschenk der Bürger von Grohdorf für ihren lieben Herrn Cantor. Sie hatten 150 Mark zusammengebracht und lange über das passendste Geschenk berathen.

Endlich hatte Tischler Weise den Auftrag erhalten und angenommen, für das vorhandene Geld einen „schönen und großen“ Schreibtisch zu bauen. Von Seiten des Kaufmanns Lüttje war ihm ganz besonders die Verpflichtung auferlegt worden, einen „großen“ Schreibtisch zu liefern. „Nicht so'n kleines Lindings, wie meinen, wo ich nich' mal die Beine ordentlich runter kriegen kann,“ hatte Herr Lüttje gesagt. Und Tischler Weise war seinen Verpflichtungen gewissenhaft nachgekommen. Freilich, ob das Meisterstück schön war, darüber konnte man ganz außerordentlich verschiedener Ansicht sein, aber seiner Größe nach konnte es sich mit den bedeutendsten Schreibtischen der ganzen Welt messen.

Jetzt traten die drei Deputirten der Grohdorfer Einwohnerschaft bei Cantor Wohligh ein: Kaufmann Lüttje, Väder Kunze, der älteste Sohn des vor zehn Jahren verstorbenen Väders Kunze, und Sattler Meinde.

Während Kaufmann Lüttje eine wunderschöne Ansprache an den Jubilar hielt, leitete Tischler Weise den Transport des Schreibtisches in das Schulhaus. Die dazu engagirten vier Arbeitsleute hatten den Tisch bereits glücklich durch die Hausthür auf den Vorplatz geschafft und wollten ihn eben durch die Stubenthüre in das Wohnzimmer des Jubilars tragen; da aber stellte sich ein bedeutendes Hinderniß in den Weg. Die Stubenthür erwies sich zu eng und die mancherlei Verjude, ihn doch hindurch zu zwängen, hatten keinen andern Erfolg, als den Tisch so zwischen die Pfosten zu klemmen, daß er weder vor- noch rückwärts konnte. So waren denn nun die Personen im Zimmer von denen auf dem Vorplatze für's Erste von einander getrennt.

„Na, Herr Lüttje,“ rief Tischler Weise triumphirend hinüber, „is de Tisch groot genug?“

„Ja, das is 'n feinen Tisch,“ erwiderte Kaufmann Lüttje, „wenn wir ihn man bloß erst herein hätten.“

„Dat wüllt wi woll bald kriegen,“ sagte Tischler Weise und sandte einen der Arbeiter nach seiner Werkstätte, um Handwerkszeug zu holen.

Inzwischen hatte sich der Vorplatz mit verschiedenen Einwohnern von Grohdorf gefüllt, und unter diese trat jetzt der Herr Pastor Hannig mit einem kleinen, in Schwarz gekleideten fremden Herrn. Es war der Schulrath Doctor Mathies aus Hamburg. Diesen Herrn zeichneten zwei Eigenschaften aus, die sich höchst selten in einem und demselben Menschen vereinigen: er war ungewöhnlich tüchtig und ungewöhnlich bescheiden.

Die Leute von Grohdorf machten für die beiden Herren Platz, soweit dies auf dem kleinen, engen Corridor anging, und als sie nun vor dem verrammelten Eingang standen, erklärte Tischler Weise selbstbewußt:

„Das is 'n Schreibtisch for Herr Cantor. Hab' ich gemacht! Is 'n feinen, großen Schreibtisch, nich Herr Pastor?“

„Ja, aber Herr Weise, wie kommen wir denn da hinein zum Herrn Cantor? Der Herr Schulrath —“

„O bitte, Herr Pastor,“ unterbrach der Schulrath, „ich warte ein wenig.“

Jetzt war der Arbeiter mit dem Handwerkszeug zurückgekehrt und Tischler Weise löste erst 'mal ein Paar von den großen, hölzernen Verzierungen von seinem Meisterwerke ab. Dann saßen die Arbeiter wieder an, zwängten und stießen mit aller Kraft, — ein Ruck, ein Krach, der Schreibtisch war glücklich in's Zimmer gebracht, aber seine mächtige Krone polterte abgebrochen hinterher.

Der Pastor hatte den Schulrath eben noch rechtzeitig zurückgerufen, sonst wäre diesem kleinen Herrn das schwere Holzstück auf den Kopf gefallen.

„Danke, Herr Pastor,“ sagte der Herr Schulrath, — „macht Nichts, — macht Nichts, — ist nur Schade um den schönen Schreibtisch.“

Und wie der Tisch jetzt in dem bescheidenen Wohnzimmer stand, da sah man erst, wie sehr groß er war, und Frau Betti erkannte mit geheimem Entsetzen, daß künftig für ihren lieben Mann und sie selbst eigentlich gar kein Platz mehr zum Wohnen übrig bliebe.

Cantor Wohligh aber schüttelte im tiefgefühlten Danke seinen lieben Mitbürgern die Hände und sagte, vor Rührung zitternd, daß er sich schon längst einen solchen Schreibtisch gewünscht habe.

„Is er auch groß genug, Herr Cantor?“ wiederholte Tischler Weise mit freudigem Stolze.

„O ja, Meister Weise, der ist groß genug!“

„Na, sonst will ich Ihnen da noch gern ein paar Klappen anmachen.“

Jetzt aber war der Herr Schulrath vor den Jubilar getreten und pries in schönen, einfachen Worten die getreuen Dienste des greisen Schulmeisters. Und dann zog er ein Etui hervor und überreichte im Auftrage des hohen Senats in Hamburg dem Jubilar eine goldene Schaumünze im Werthe von zehn Dukaten, einen sogenannten Portugalöser. Endlich aber hatte der Schulrath noch eine Mittheilung der Oberschul-Behörde zu überbringen. Sollte der Herr Jubilar, vielleicht durch sein hohes Alter veranlaßt, jezt oder später in den Ruhestand zu treten wünschen, so würde ihm in Ansehung seiner getreuen Dienste das volle Gehalt als Pension bewilligt werden. Als eventuellen Nachfolger des Herrn Jubilars wäre an maßgebender Stelle der Herr Cantor Kluge in Oberdorf in Aussicht genommen.

Tobias Wohligh hatte die Freuden-Botschaft vernommen; mit tiefgefühltm Haupte stand er vor seinen freudig bewegten Angehörigen und Freunden. Doch auf einmal schwankte er, und Frau Betti stieß einen lauten Schrei aus und fing den niederstinkenden Gatten in ihren Armen auf.

Es waren drei Stunden vergangen. Tobias Wohligh lag in seinem Bette; daneben standen Frau Betti und Doctor Kuhle. „Gehirnblutung“, hatte Doctor Kuhle gesagt und Eisumschläge auf den Kopf verordnet.

Frau Betti hielt die Hand des Kranken, der jezt aus seiner Bewußtlosigkeit zu erwachen schien.

„Betti — meine Betti —“ stammelte er mit schwerer Zunge, — „ich — ich —, weißt Du, — Glück — hab' ich — nicht wahr? Hätte doch — leicht mit dem — Kopf gegen — gegen — den Sch — Schreib — Tisch fallen können — —“

Gleich darauf verließ den Kranken das Bewußtsein wieder, und zwei Stunden später war er sanft hinübergeschlummert. — Am Vorabende des Begräbnißes ihres Cantors waren die Männer von Grohdorf bei Väder Kunze jun. versammelt. Es sollte über die Leichenseier berathen werden. Aber die Männer von Grohdorf sagten Alle nicht viel. Sie waren zu traurig gestimmt.

„Es war 'n guten Mann!“ sagte Sattler Meinde.

„Ja,“ sagte Joachim Böttig, „wenn's lauter so'ne Menschen geben thät', — dann wollten wir die neue Basis woll bald kriegen.“

„Folgen thun wir morgen doch Alle,“ meinte Kaufmann Lüttje.

„An 'n Masse Kränze,“ sagte Schmied Mägge.

Gastwirth Käfel aber, der in den letzten Jahren sehr alt und kümmerlich geworden war und bestiger als je mit den branntweingerötheten Augen zwinkerte, äußerte sich dahin, daß er dem Verstorbenen noch eine besondere Ehrenbezeugung erweisen möchte. Und als er offenbarte, was er im Sinne habe, da zeigte sich die Größe des Opfers, das Gastwirth Käfel dem dahingegangenen Freunde zu bringen im Begriffe stand. Er erklärte nämlich, und diesmal machten Thränen seine Augen zwinkern, er wolle Morgen zur Feier des Begräbnißes den ganzen Tag seine Gastwirthschaft geschlossen halten! —

Als sie dann am anderen Tage den guten Tobias Wohligh zu Grabe brachten, da weinten Viele, und auch all' die Anderen, die ihn gekannt hatten, klagten. Und die Thränen und Klagen waren von der guten Art, wie sie nicht nur aus den Augen und dem Munde kommen, sondern aus dem Herzen.

Nur Frau Betti weinte und klagte nicht.

Leutlos, stumm sah sie da. Und als ihr Gretchen kam und, in lautes Schluchzen ausbrechend, sich mit den Worten an ihre Brust warf: „Ach Mutter, wenn Du doch nur weinen könntest!“ da entgegnete Frau Betti: „Still! Weinst Du, daß ich Vater die Ruhe nicht gönn'!“

(Schluß.)

Nachdruck verboten.

Das Alter.

Gedicht von Johannes Trojan.

Ich seh' ein altes Angesicht,
 Aus dem nur Leid und Kummer spricht.
 Was freundlich war, das schwand dahin,
 Und Bitterkeit nur blieb darin.
 Es anzusehn macht trüb' und stumm,
 Wer es erblickt, der kehrt sich um.
 Verwandelt hat's die Zeit so sehr,
 Von ein'gem Reiz Nichts schmückt es mehr.
 Wie grub darin der Gram sich ein,
 Nichts blieb zurück vom Sonnenschein,
 Nichts von der ein'gen Frühlings-Pracht.
 Wie häßlich doch das Alter macht!

Ich seh' ein altes Angesicht,
 Das glänzt wie Herbstes Sonnenlicht,
 So mild und klar, so still und gut,
 Es anzusehn giebt Trost und Muth.
 Zum Frieden ward verklärt das Leid,
 Und Hoffnung blieb durch all die Zeit.
 Und wie in Herbstes Sonnenstrahl
 Kienblumen blühen zum zweiten Mal,
 So glänzt auf diesem Antlitz auch,
 Geweckt durch gü'tgen Geistes Hauch,
 Etwas hervor von Jugend noch.
 Wie macht so schön das Alter doch!

Nachdruck verboten.

Unsere dienstbaren Geister.

Skizze von D. Saul.

Nun tägliches Brod rednet Doctor Martin Luther auch 'gut Gesind', und darin hat der große Reformator unzweifelhaft Recht. Jeder Hausherr oder Ehemann — auch der, welcher nur ganz entfernte Beziehungen zur Küche und zum Hauswesen überhaupt pflegt — kann bezeugen, wie übel es ist, wenn Köchin oder Dienstmädchen, oder das beide Eigenschaften in sich vereinigende 'Mädchen für Alles' zu wünschen übrig lassen. Ach, es sind mannigfache schlimme Folgen, die aus einem solchen Verhängniß für den armen Mann entstehen! Nicht nur unmittelbar hat er darunter zu leiden, sondern es kommt nicht so gar selten vor, daß das von der Hausfrau für die Küchenfee bestimmte Gewitter auch für ihn einige Miß- und Donnerschläge übrig hat. Schließlich ist es der Mann natürlich, der eine an der Sünderin zu vollziehende Exequation vornehmen muß, was eben auch nicht nach Jedermanns Geschmack ist. Glücklich darum diejenigen, denen das Schicksal einen in jeder Beziehung vollkommenen dienstbaren Geist — beinahe hätte ich gesagt: in die Wiege legte — auf den Lebensweg mitgab! Sie werden von manchen unangenehmen Prüfungen, denen andere Sterbliche ausgesetzt sind, verschont bleiben.

Auch ich habe auf diesem Gebiete ein reiches Erfahrungsmaterial gesammelt, und wenn ich es theilweise hier zum Besten gebe, so geschieht es mit dem nicht von etwas Bosheit freien Wunsche, daß die geeigneten Leserinnen unter den nachstehenden Charakterfiguren vielleicht eine oder die andere alte Bekannte wiederfinden möchten. Der Vorsicht halber nenne ich keine Namen, sondern beschränke mich darauf, die Bezeichnungen zu gebrauchen, die meine Frau und ich unseren dienstbaren Geistern, auf Grund ihrer Eigenschaften, zuzulegen für gut fanden.

Da war zuerst die 'Gesellige', ein treffliches Mädchen mit allen möglichen Vorzügen. Aber ihre Tugenden vermochten sich bei uns nur in geringem Maße zu entfalten, denn auf ihrem Wesen lag es wie ein Schleier des Trübnißs. Wir behandelten sie — es war unsere erste Dienerin — um ihrer anerkanntenswerten Eigenschaften willen mit großer Humanität, allein den Schatten der Melancholie konnten wir nicht von ihrem Antlitz bannen. Endlich gefand sie, was ihr fehlte: sie hatte früher in einem Hotel mit zahlreichem Personal gedient und dort, wo gute Reden sie begleiteten, floß ihr die Arbeit munter fort. Und nun kam sie zwischen unsere einsamen Wände, fast unter Larven die einzig fühlende Brust. Wir aber waren nicht in der Lage, zu ihrem Vergnügen ihr einige Gespieltinnen zu halten, und so mußten sich unsere Wege trennen. Freilich würden wir sie mit tausend Opfern festgehalten haben, wenn wir geahnt hätten, welche Nachfolgerin ihr das Schicksal bestimmte. Das war:

Die 'Bedenkliche', eine allerdings noch etwas milde Bezeichnung für jenes Wesen. Sie hatte von vornherein ein gewisses Etwas an sich, das nicht zum Dienstmädchen gehört; doch ihr Dienstabuch schien in Ordnung zu sein und so mieteten wir sie. Es dauerte nicht lange, bis wir uns über ihre Persönlichkeit einigermaßen im Klaren befanden. Sie trug eine echte goldene Uhr, die ihr von einem unbekannt gebliebenen Wohlthäter verehrt worden war, und einen falschen Namen, den sie sich selbst beigelegt hatte; außerdem pflegte sie häufig eine ihr ähnlich qualifizierte Cousine in ihre Mansarde aufzunehmen, bis unser rauhes Eingreifen diesen Verwandtschafts-Cultus jäh unterbrach.

Wir waren ungeheuer froh, als die Polizei sich der Bedenklichen schon nach wenigen Tagen annahm und doppelt beglückt, als uns ein Ersip in der 'Prinzessin' ward, wie er hochanständiger nicht gedacht werden konnte. Die 'Prinzessin' war wirklich ein ganz eigenes Wesen, ein Unicum im Reiche der Küchengeister. Daß sie aus einer Bauern-Familie stammte, glaube ich trotz der Versicherungen ihres Dienstabuches bis zum heutigen Tage noch nicht; sie machte in Erscheinung und Wesen einen geradezu blaublütigen Eindruck, und lange Zeit vernuthete ich in ihr eine verwunschene Prinzessin, die uns eines Tages durch eine goldstropfende Staats-Carosse entführt werden würde. Mit einer un-nachahmlichen Hoheit waltete sie ihrer Küchen- und sonstigen

Berufsgeschäfte; in ihrem Wesen lag Etwas, was zu sagen schien: Ich habe es zwar eigentlich nicht nötig, da es mir aber ein gewisses Vergnügen bereitet, und Ihr auf mich angewiesen seid, auch sonst keinen üblen Eindruck macht, so will ich einmal vorläufig und ohne Präjudiz mich Euer erbarmen. Aber wehe Euch, wenn Ihr die Schranken mißachtet, die ich Euch ziehe! — Ihr Preistige wahrte sie vollkommen. Als meine Frau einmal das Verlangen an sie stellte, sie möge ihr die Schuhe zuknöpfen, that sie es zwar in herablassendster Weise, verfehlte jedoch nicht, ausdrücklich zu bemerken, daß das nicht zu ihren officiellen Obliegenheiten gehöre. Ihre sonstigen vortrefflichen Eigenschaften, die nämlich etwas Aristokratisches an sich hatten, ihr tadelloses, gewandtes Benehmen, die peinliche Sauberkeit, ihre vollkommene Beherrschung der feineren Küche machten sie uns sehr werth, und wir hätten sie gern dauernd behalten, obwohl sie an Nervosität und Migräne litt. Wir nahmen alle Rücksicht auf sie und trugen ihren distinguirten Neigungen so weit Rechnung, daß wir ihr den Besuch der Tanzstunde gestatteten. Inbezug die Thatsache, daß unsere ganze Haushaltung ihr zu klein, unsere Einrichtung zu wenig elegant war, führte schließlich zu einem friedlichen, aber definitiven Auseinandergehen. Wir trennten uns von ihr mit dem Gefühle unbegrenzter Hochachtung, das hoffentlich, wenn auch nur theilweise, eine Erwidrerung bei ihr gefunden hat.

Unter ihren Nachfolgerinnen erwähne ich die uns unvergeßliche 'gute Seele'. Sie hatte diesen Namen vollumfänglich verdient, denn wenn sie auch unerlaubt einfältigen Gemüthes war und uns durch colossale Dummheiten einige Male an den Rand der Verzweiflung brachte, so mußten doch ihre Treue und Anhänglichkeit für beispiellos angesehen werden und heute noch, da sie längst geschieden ist, bewahrt sie uns rührend freundschaftliche Gefühle. Sie verließ uns nur, um dem Manne ihrer Wahl zu folgen; und selbst dann stand sie immer zu unserer Verfügung, wenn wir einmal eine Aushilfe brauchten. Später führte sie uns zum Ersip für ihren Verlust ihre Nichte als Dienstmädchen zu, die sich unter dem Namen

Die 'Tappige' in die Annalen unseres Hauses eintrug. Da ihre ganze Familie mehr durch Eigenschaften des Herzens als des Geistes sich auszeichnete, wurde die 'Tappige', die ein schlaues, berechnendes Wesen besaß, wie ein Wunderkind betrachtet. In unserem Hause diente sie von der Pile auf und versicherte uns, als sie, opferwillig von uns fertig ausgebildet, einen ihr besser zusagenden, d. h. höher bezahlten Dienst suchte und fand. Zwar kamen wir dadurch einigermaßen in Verlegenheit und baten sie freundlich und dringend, zu bleiben; allein ihr Entschluß stand unwiderstehlich fest und ohne Anwendung von Sentimentalität zog sie — ein ächtes Mädchen des 19. Jahrhunderts — von dannen. Ihren Weinamen erhielt sie übrigens wegen der geradezu phänomenalen Unbehilflichkeit, durch die sie sich auszeichnete und die in der kurzgerathenen, aber enorm breiten Gestalt (wir nannten sie deshalb auch das 'Cubit-Mädchen') ihre Ursache besaß. Mit den glatten Parkettböden konnte sie sich nie befreunden; öfter glitt sie aus und stürzte mit donnerähnlichem, das Haus erschütterndem Krachen auf den Fußboden nieder. Unvergesslich bleibt es mir, wie sie eines schönen Morgens, als sie mir das Frühstück bringen wollte, mit dem Kaffeegeschirr in der Hand hinfällt, hilflos mit Händen und Füßen zappelnd, wie eine Robbe, die auf dem Festlande mit den Flossen um sich schlägt.

Daß die Mädchen die äble Gewohnheit haben, wenn sie fortgeschickt werden, um eine Bejorgung zu machen, stundenlang auszubleiben, brauche ich keiner Hausfrau als Neuigkeit mitzutheilen, denn Geschöpfe dieser Art gehören keineswegs zu den Seltenheiten.

Wir hatten Eine, bei der dieser Fehler allerdings besonders stark ausgeprägt war. Trotzdem führte sie nicht, wie man denken sollte, den Namen 'die Unpünktliche', sondern sie hieß die 'Dichterin'. Wir machten nämlich eines schönen Tages die Entdeckung, daß sie in stillen Stunden der Lyrik oblag und wirklich ganz niedliche Gedichtchen an ihre Eltern, Geschwister und Freundinnen verfasste. Sie trug auch den Familien-Namen eines bekannten deutschen Dichters und rühmte sich der entfernten Verwandtschaft mit ihm. Da aber die Dichterrinnen sich zu Dienstmädchen nur in sehr geringem Maße eignen, ist es kein Wunder, wenn sie in der letzteren Laufbahn kein Glück hatte; auch wir mußten unsere aufrichtige Hochachtung vor der Poesie im Allgemeinen und der ihrigen im Besonderen unterdrücken und die Dichterin graufam zur Aufgabe ihres bei uns gefundenen Tusculum's veranlassen.

Ich könnte nun noch von der 'Vorwichtigen' reden, der 'Schmutzigen', oder von der 'Unersättlichen', glaube aber, daß mit derartigen Durchschnitts-Exemplaren fast jeder Haushalt schon genügend Bekanntschaft gemacht hat. Meine Aufzeichnungen sollten auch nicht ein abschreckendes Bild von dem Wesen unserer weiblichen Dienstboten entwerfen, sondern nur zeigen, eine wie reiche Individualität die Welt der Köchinnen und Dienstmädchen birgt und wie notwendig es für die Herrschaft ist, diese Welt im Kleinen zum Gegenstande eines speciellen Studiums zu machen.

Nachdruck verboten.

Rinderherde.

Zu dem Bilde von A. Chelius, Seite 129.

Bei sommerlichen Wanderungen würde dem Naturfreund Etwas fehlen, wenn er nicht zeitweilig als Staffage zur Landschaft, sei es hoch auf den Matten oder am grünen Gestade des Gebirgssees, eine weidende Rinderherde trafe. Ihr Glockengeläut tönt harmonisch durch die stille Luft, verstummend und wieder erklingend, je nachdem die Thiere den Boden abweiden oder das Haupt bewegen und weiter ziehen. Dann und wann dazwischen ein dumpfes Ansbrüllen und wiederum Stille. Und der Wanderer, den sein Marsch eben um eine Wegbiegung auf die Herde zuführt, fragt: Vor ihm steht mitten im Pfad, das gehörnte kraushaarige Haupt erhoben, mit glänzenden Augen und geöffneten Nüstern, ein Bild der Kraft, — der Stier!

Soll er, der Unbewaffnete, umkehren? In seiner Brust streiten sich zwei Gefühle, das eine ist die Bewunderung des herrlichen, seiner Stärke sich angriffslosig, bewußt scheinenden Thieres, das andere ist Furcht! — „Wie nun,“ denkt er, „wenn die Bestie plötzlich mit gefenkter Stirn auf Dich zuschreißt und Dich auf die Hörner nimmt?“

Soll Scham erkennen der Mensch seine Schwäche gegenüber dem

Thier; aber er mag auch nicht feige zurückweichen. Koch jögert er, da ertönt Peitschknall von der Höhe des Hügels. Der Hirt, der die peinliche Lage des Fremden erkannt hat, eilt herbei. Und der Stier, der vor diesem seinen sonderlichen Respekt, ist mit der Wirkung der Peitsche seines Hirten zu vertraut, als daß er ihr gegenüber Kraft und Würde aufrecht erhalten könnte. Brummend tragt er heimwärts in's Weideland, während der Wanderer nach erleichterndem Aufathmen dem Hirten ein fröhliches „Grüß Gott!“ zuruft und nun erst das reizvolle Bild der weidenden Herde in voller Behaglichkeit genießt. S. 2.

Nachdruck verboten.

Freitag in Venedig.

Zu dem Bilde von E. Tito, Seite 133.

Venedig im Rosen- und Goldstuf des Morgens — ein entzückender Anblick! Eine Fülle von Farben und Lichtern umspielt die alten, berühmten Paläste am Canale Grande, den Palazzo de Camerlenghi, die wundervolle Cà D'oro mit ihrer prächtig gegliederten Fassade, der jetzt das verschwundene Gold wiedererquickt zu sein scheint, den Palazzo Vendramin-Calergi, diese edle Architektur-Perle Venedigs, und viele andere. Farben und Lichter funkeln auf und glitzern, auch auf den keineswegs immer so blanken Plätzen des von schwarzen Gondeln und minder erassen Fischerfahrzeugen belebten großen Canals, der sich wie ein gedehntes S durch die Lagunenstadt schlängelt. Vor Allem aber leuchtet es hant auf jener breiten Fontana, in deren Nähe die Rialto-Brücke in lähn-anmuthigem Bogen über das Wasser steht.

Dort unter weißen und farbigen Sonnensegeln wird der Fischmarkt abgehalten. Ein unbeschreibliches Gemisch von Farben, theils den Trachten der gebräunten Fischer und Händlerinnen, theils den selbgebotenen Geschöpfen des Meeres entstammend, berauscht das Auge förmlich, während ein ebenso unbeschreibliches Duftgemenge, dessen Grund-Aroma dem Gethier der Adria und der Lagunen entstammt, dem Besucher auf die empfindlichen Geruchs-Nerven fällt. Aber das vergißt man über den Gemüth des Schauens, über die stammende Bewunderung dieser Haufen von Triglien, Schollen, Kranzjäten, mächtigen Thun-Fischen, über die riesigen Hummer und Tauschen-Krebse, Austern und Muscheln; das gleißt, krabbelt, springt, schillert in Weiß, Roth, Blau, Grün, wie es auf einem unserer deutschen Fischmärkte nicht seines Gleichen findet. Dazu der Lärm, das Schreien, Schreien, Beschwerden der durch einander drängenden Menschen, das Anpreisen, Lachen der schwarzäugigen, elfenbeinjähigen Händlerinnen — wahrlich, dies gewährt ein Schauspiel, das zu den amthantesten Reise-Erinnerungen in Italien gehört, und statt im Hotel allzu lange in den Federn liegen zu bleiben, statt lediglich in den Kunstschäßen der alten Dogenstadt zu schwelgen, sollte kein Fremder es unterlassen, einmal dem Fischmarkt ein Stündlein zu widmen. Vor Allem gilt dies für den Freitag, an dem zum Einkauf der rituellen Speise Angebot und Nachfrage am lebhaftesten und das bunte Durcheinander daher das Vollkommenste ist. — E. Tito hat einen solchen Moment mit seinem künstlerischen Empfinden herausgegriffen und den dankbaren Vorwurf zu dem Gott bewegten Bilde gestaltet, das wir heute den Leserinnen bringen. G. A.

Redactions-Post.

Clara und Ely S., Schreiberbau. — Die Reisende Miß Taylor befindet sich jetzt von Tibet aus auf dem Heimwege durch China. Gleich zu Anfang ihrer Reise durch Tibet geriet sie Mäubern in die Hände, die zwei Leute aus ihrem Gefolge tödteten und acht verwundeten. Sie floh, aber als ein eingeborener Begleiter ausrief, die Häuptlinge sei eine Frau, stellten die Räuber die Verfolgung ein, denn unter den Tibetern und Mongolen sei es eine furchtbare Sünde, eine Frau zu schlagen. Miß Taylor konnte nicht bis zur Hauptstadt Lassa vordringen. Drei Tagemärsche davon entfernt wurde sie von einem Beamten empfangen, der ihr anheimstellte, weiter zu gehen, ihr sogar zu dem Zwecke eine Begleitmannschaft anbot, jedoch hinzuffügte, daß er selbst seinen Kopf verliere, wenn sie es thäte. Einer solchen opferbereiten Höflichkeit gegenüber blieb der Dame dann nichts Anderes übrig, als auf ihr Reiseziel zu verzichten.

E. M., Berlin. — Der seit über fünfzig Jahren in Berlin wirkende Verein zur Verpflegung und Unterstützung armer Wöchnerinnen, dem vierundvierzig Bezirks-Comités zur Seite stehen, hat in den letzten beiden Jahren ungefähr 8000 Wöchnerinnen mit ihren Kindern verpflegt. Die Einnahmen blieben hinter den sich immer mehr steigenden Ausgaben zurück, so daß das freiwillig bedehende Vermögen angegriffen werden mußte.

Willy S., Kiel. — Sich unfreundlich und abstoßend gegen fremde Herren zu benehmen, ist förmlich kein Zeichen von Wohl-Erzogenheit. Eine wirklich gebildete junge Dame wird im Gegentheil freundlich gegen Jedermann sein und nicht erst anfangen, liebenswürdig zu werden, wenn ihrer Eitelkeit geschmeichelt wird oder ein sonstiges Interesse Hebung findet. Eine solche Dame weiß auch mit Tact die Grenze zu ziehen, von der ab eine Vertheidigung gegen die Fudringlichkeit dreister Personen geboten ist. Aber ohne es selbst irgendwie verschuldet zu haben, wird eine Dame nur selten in die Verlegenheit kommen, sich gegen Dreistigkeiten wehren zu müssen, und wenn schon, erfüllt eine läßlich-höfliche Zurückweisung in den meisten Fällen durchaus ihren beschämenden Zweck.

Las Noma. — Folgende Werke dürften Ihren speciellen Kunst-Studien entsprechen: Die Trachten der Cultur-Völker von A. von Heyden, Verlag von E. A. Seemann, Leipzig 1889; Kostüm-Kunde von Hermann Weh, 3 Bände, Verlag von Ebner & Seubert, Stuttgart 1860-72; Blätter für Kostüm-Kunde (1 Band) und delgatischen Neue Folge (4 Bände), Verlag von Franz Vipperheide, Berlin; Wieß, Die geistlichen und weltlichen Ritter- und Damen-Orden (Kostüm-Abbildungen), Prag, Sommer'sche Druckerei (dürfte nur noch antiquarisch zu haben sein); L'art dans la maison, par Henry Havard, Paris, Edouard Rouveyro; Georg Hirth, Das deutsche Zimmer der Gothik und Renaissance, des Barock, Rococo- und Josephs, G. Hirth's Verlag, München und Leipzig.

Leis-Grundin, Ausser. — Ihre literarischen Wünsche erfüllen wir mit Vergnügen. „Aus der Wirklichkeit“, Romanen von Arthur von Lob, sind recht niedlich; für ganz besonders anmuthend aber halten wir „Die Blätter aus meinem Stützenbuch“ von Doctor E. Budde (Berlin), Georg Reimer. — Die anderen Bücher, die Sie meinten, sind: „Der Ausweg“ von Clara von Schow und „Tobler Frühling“ von Ossip Schubin. Für letzteres dürfen der Autor-Namen und der George Westermann'sche Verlag-